



70. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 80. Mit Postaufschlag 3 M. 75.
Verlag: Ernst Schuber in Stuttgart.

Inhalt: „Stechlin“, Roman von Theodor Fontane (Fortsetzung). — „Der Mittelpunkt der Welt“, von Georg Büttner. — Das „Müchenerhaus“ auf dem Wesselsberg bei Sigmaringen, von Franz Vambéry. — „Eine Küchlerfahrt nach Halb-Asien“, humoristische Erzählung von Kurt Geborg (Schluß). — Bilder vom Berliner Zentralbahnhof, von Fr. Gode. — Im Gastwärtler des Champagners, von H. Zehner. — Das Dorado am Klondike, von Friedrich Weiker. — V. M. Sagaka, der neue japanische Ministerpräsident. — Das Nationaldenkmal für den Fürsten Bismarck in Berlin, von H. W. — Das Kaiser Friedrich-Denkmal in Wiesbaden. — Schach. — Literatur. — Briefroman.

Abbildungen: Herbstabend, nach dem Gemälde von August Finl. — Zum Zollhaus, nach dem Gemälde von H. Eifer. — Das „Müchenerhaus“ auf dem Wesselsberg bei Sigmaringen am Glimmelungsturm, 10. September 1897; Kaffeehaus vom Köllnischen Hof in Berlin; Die beiden Jagdschlösser mit

Dau und Reuz von Schwaben (Schneckenstein), den Originalzeichnungen von M. Jess Tieser. — Bilder vom Berliner Zentralbahnhof, nach photographischen Aufnahmen von Sander & Schick in Berlin. — V. M. Sagaka, der neue japanische Ministerpräsident. — Das Nationaldenkmal für den Fürsten Bismarck in Berlin, nach dem Entwurf von Graf Heinrich Beck. — Kurt Zehner und seine. — Die Entdeckung des Kaiser Friedrich-Denkmal in Wiesbaden, 18. Oktober, nach einer Momentaufnahme von Oelshöfer in Wiesbaden.

Stechlin.

Roman von Theodor Fontane.

XIII.

Woldemar, als er sich von den jungen Damen im Parbyschen Hause verabschiedet hatte, hatte versprochen müssen, seinen Besuch recht bald zu wiederholen.

Aber was war „recht bald“? Er rechnete hin und her und fand, daß der dritte Tag dem etwa entsprechen würde; das war „recht bald“ und doch auch wieder nicht zu früh. Und so ging er denn, als der Abend dieses dritten Tages da war, auf

die Halleische Brücke zu, wartete hier die Ringbahn ab und fuhr, am Potsdamer- und Brandenburgerthor vorüber, bis an jene seltsame Reichstagsuferstelle, wo, von mächtiger Siebelwand herab, ein wohl zwanzig Fuß hohes, riesiges Kaffeeemädchen mit einem ganz kleinen Häubchen auf dem Kopf freundlich auf die Welt der Vorübergehenden herniederblickt, um ihnen ein Paket Anisbienen-Malkaffee zu präsentieren. An dieser echt berlinisch-pittoresken Ecke stieg Woldemar ab, um die von hier aus nur noch kurze Strecke bis an das Kronprinzenerfer zu Fuß zurückzulegen.

Es war gegen acht, als er in dem Parbyschen Hause die mit Teppich überdeckte Marmortreppe

hinaufflog und die Klingel zog. Im selben Augenblick, wo Isidor öffnete, sah Woldemar an des alten Dieners verlegenem Gesicht, daß die Damen aller Wahrscheinlichkeit nach wieder nicht zu Hause waren. Aber eine Verstimmlung darüber durfte nicht aufkommen, und so ließ er es geschehen, daß Isidor ihn bei dem alten Grafen meldete.

„Der Herr Graf lassen bitten.“

Und nun trat Woldemar in das Zimmer des wieder mal von Neuralgie Geplagten ein, der ihm, auf einen dicken Stuhl gestützt, unter freundlichem Gruß entgegenkam.

„Aber Herr Graf!“ sagte Woldemar und nahm des alten Herrn linken Arm, um ihn bis an seinen



Herbstabend. Nach dem Gemälde von August Finl.

Rehnstuhl und eine für den kranken Fuß zurechtgemachte Stellage zurückzuführen. „Ich fürchte, daß ich störe.“

„Ganz im Gegenteil, lieber Stechlin. Mir hoch willkommen. Außerdem hab' ich strikten Befehl. Sie, coate quo coate, festzuhalten; Sie wissen, Damen sind groß in Ansehungen, und bei Melusine hat es schon geradezu was Prophetisches.“

Woldemar lächelte.
„Sie lächeln, lieber Stechlin, und haben recht. Denn daß sie nun schließlich doch gegangen ist (natürlich zu den Verchtesgaders), ist ein Beweis, daß sie sich und ihrer Prophetie doch auch wieder mißtraut. Aber man ist immer nur klug und weise für andre. Die Doktors machen es ebenso; wenn sie sich selber behandeln sollen, wägen sie die Verantwortung von sich ab und sterben lieber durch fremde Hand. Aber was sprach' ich nur immer von Melusine. Freilich, wer in meinem Hause so gut Bescheid weiß wie Sie, wird nichts Ueberraschliches darin finden. Und zugleich wissen Sie, wie's gemeint ist. Arngard ist übrigens in Sicht; keine zehn Minuten mehr, so werden wir sie hier haben.“

„Ist sie mit bei der Baronin?“
„Nein, Sie dürfen sie nicht so weit suchen. Arngard ist in ihrem Zimmer, und Doktor Wrishowij ist bei ihr. Es kann aber nicht lange mehr dauern.“

„Aber ich bitte Sie, Herr Graf, ist die Comtesse krank?“

„Gott sei Dank, nein. Und Wrishowij ist auch kein Medizindoktor, sondern ein Musikdoktor. Sie haben von ihm kein zufälliges noch nicht gehört, weil erst vorige Woche, nach einer langen, langen Pause, die Stunden wieder aufgenommen wurden. Er ist aber schon seit Jahr und Tag Arngards Lehrer.“

„Musikdoktor? Gibt es denn die?“
„Nieder Stechlin, es giebt alles. Also natürlich auch das. Und so sehr ich im ganzen gegen die Doktorseherei bin, so liegt es hier doch so, daß ich dem armen Wrishowij seinen Musikdoktor beinahe verzeihen muß. Er hat den Titel auch noch nicht lange.“

„Das klingt ja fast wie 'ne Geschichte.“
„Trifft auch zu. Können Sie sich denken, daß Wrishowij aus einer Art Verzweiflung Doktor geworden ist?“

„Kaum. Und wenn kein Geheimnis . . .“
„Durchaus nicht; nur ein Kuriosum. Wrishowij hieß nämlich bis vor zwei Jahren, wo er als Klavierlehrer, aber als ein höherer (denn er hat auch eine Oper komponiert), in unser Haus kam, einfach Niels Wrishowij, und er ist bloß Doktor geworden, um den Niels auf seiner Wifientarte los zu werden.“

„Und das ist ihm auch geblüht?“
„Ich glaube ja, wiewohl es immer noch vorkommt, daß ihn einzelne Niels nennen, entweder aus Zufall oder auch wohl mal aus Schändlichkeit. Und in letzterem Falle sind es immer Kollegen. Denn die Musiker sind die böhschaflichsten Menschen. In der Regel denkt man, die Prediger und die Schauspieler seien die schlimmsten. Aber weitgeföhlt. Die Musiker sind ihnen über. Und ganz besonders schlimm sind die, die die sogenannte heilige Musik machen.“

„Ich habe dergleichen auch schon gehört,“ sagte Woldemar. „Aber was ist das nur mit Niels? Niels ist doch an und für sich ein hübscher und ganz harmloser Name. Nichts Anzügliches drin.“
„Gewiß nicht. Aber Wrishowij und Niels! Er litt, glaub' ich, unter diesem Gegensatz.“

Woldemar lachte. „Das kenn' ich. Das kenn' ich von meinem Vater her, der Dubslaw heißt. Was ihm auch immer höchst unbequem war. Und da reichen wohl nicht hundertmal, daß ich ihn wegen dieses Namens seinen Vater habe verklagen hören.“

„Genau so hier,“ fuhr der Graf in seiner Erzählung fort. „Wrishowij's Vater, ein kleiner Kapellmeister an der sächsisch-polnischen Grenze, war ein Niels Gade-Schwärmer, woraufhin er seinen Jungen einfach Niels taufte. Das war nun wegen des Kontrastes schon gerade bedenklich genug. Aber das eigentlich Bedenkliche kam doch erst, als der mehr und mehr ein scharfer Wagnerianer werdende Niels Wrishowij sich zum direkten Niels Gade-Verächter ausbildete. Niels Gade war ihm der Inbegriff alles Trivialen und Unbedeutenden, und dazu kam noch (wie Amen in der Kirche), daß unter junger

Freund, wenn er als Niels Wrishowij' vorgestellt wurde, mit einer Art Sicherheit der Phrase bezeugte: Niels? Ah, Niels. Ein schöner Name innerhalb unserer musikalischen Welt. Und hoch erfreulich, ihn hier zum zweiten Male vertreten zu sehen. All das konnte der arme Kerl auf die Dauer nicht aushalten, und so kam er auf den Gedanken, den Vornamen auf seiner Karte durch einen Dokortitel weg zu eskamotieren.“

Woldemar nickte.
„Jedenfalls, lieber Stechlin, erheben Sie daraus zur Genüge, daß unser Wrishowij, als richtiger Künstler, in die Gruppe gons irritabilis gehört, und wenn Arngard ihn vielleicht aufgefordert haben sollte, zum Thee zu bleiben, so bin' ich Sie herzlich, dieser Keizbarkeit eingedenk zu sein. Wenn irgend vermieden Sie Besiedlungen auf die ganze skandinavische Welt, besonders auf Dänemark direkt. Er wittert überall Verrat. Uebrigens, wenn man auf seiner Gut ist, ist er ein feiner und gebildeter Mann. Ich hab' ihn eigentlich gern, weil er anders ist wie andre.“

Der alte Graf behielt recht mit seiner Vermutung: Arngard hatte den Doktor Wrishowij aufgefordert zu bleiben, und als bald nach acht Zehereich eintrat, um den Grafen und Woldemar zum Thee zu bitten, fanden sie beim Eintritt in das Mittelzimmer nicht nur Arngard, sondern auch Wrishowij vor, der, die Finger ineinander gefaltet, mitten in dem Salon stand und die an der Buffetwand hängenden Bilder mit jenem eigentümlichen Mißansdruck von aufrichtigem Selangwellsein und erkünsteltem Interesse muherte. Der Mittmeister hatte dem Grafen wieder seinen Arm geboten; Arngard ging auf Woldemar zu und sprach ihm ihre Freude aus, daß er gekommen; auch Melusine wurde gewiß bald da sein; sie habe noch zuletzt gesagt: „Du sollst sehen, heute kommt Stechlin.“ Danach wandte sich die junge Comtesse wieder Wrishowij zu, der sich eben in das von Hubert Perkomer gemalte Bild der verstorbenen Gräfin vertieft zu haben schien, und sagte, während sie gegenseitig vorstellte: „Doktor Wrishowij, Mittmeister von Stechlin.“ Woldemar, seiner Instruktion eingedenk, verbeugte sich sehr artig, während Wrishowij, ziemlich ablehnend, seinem Gesicht den stolzen Doppelausdruck von Künstler und Hüftigen gab.

Der alte Graf hatte mittlerweile Platz genommen, entschuldigte sich, mit der unglücklichen Stellage beschwerlich fallen zu müssen, und daß die beiden Herren, sich neben ihm niederzulassen, während Arngard, dem Vater gegenüber, und der andern Schmalseite des Tisches saß. Der alte Graf nahm seine Tasse Thee, schob den Cognac, „des Thees besten Teil“, mit einem humoristischen Zwinker beiseit und sagte, während er sich links zu Wrishowij wandte: „Wenn ich recht gehört habe, — so ein hübschen von musikalischen Ohr ist mir geblieben —, so war es Chopin, was Arngard zu Beginn der Stunde spielte . . .“

Wrishowij verneigte sich.
„Chopin, für den ich eine Vorliebe habe, wie für alle Polen, vorausgesetzt, daß sie Musikanten oder Dichter oder auch Wissenschaftsmenschen sind. Als Politiker kann ich mich mit ihnen nicht befreunden. Aber vielleicht nur deshalb nicht, weil ich Deutscher und sogar Preuße bin.“

„Sehr wahr, sehr wahr,“ sagte Wrishowij, mehr gesinnungstüchtig als artig.

„Ich darf sagen, daß ich für polnische Musiker, von meinen frühesten Pionentagen an, eine schwärmerische Vorliebe gehabt habe. Da gab es beispielsweise eine Polonaise von Oginski, die damals so regelmäßig und mit so viel Passion gespielt wurde, wie später der Erlkönig oder die Glocken von Speier. Es war auch die Zeit vom Alten Feldherrn und von Denst du daran, mein tapferer Legienka.“

„Jawohl, Herr Graff, eine schlechte Zeit, eine sentimentale Zeit. Und war mir immerdar eine besondere Lust zu sehen, wie das Sentimentale wieder fällt. Immer merr, immer merr. Ich hasse das Sentimentale de tout mon coeur.“

„Worin ich,“ sagte Woldemar, „Herrn Doktor Wrishowij durchaus zustimme. Wir haben in der Poesie genau dasselbe. Da gab es früher ebenfalls dergleichen, und ich bekenne, daß ich als Knabe für solche Sentimentalitäten geschwärmelt habe. Meine

besondere Schwärmererei war König Renés Tochter, von, wenn ich nicht irre, einem gewissen Henrik Berg, einem jungen Stopenhagener . . .“

Wrishowij verwarfte sich, was Woldemar, als er es wahrnahm, zu sofortigem raschen Einlenken bestimmte. . . . König Renés Tochter, ein kurisches Drama. Aber, Gott sei Dank, schon seit lange wieder vergessen. Wir stehen jetzt im Zeichen von Tolstoj und der Kreuzerfonate.“

„Sehr wahr, sehr wahr,“ sagte der rasch wieder beruhigte Wrishowij und nahm nur noch Veranlassung, energisch gegen die Mischung von Kunst und Sentimentum zu protestieren.

Woldemar, großer Tolstojchwärmer, worin er sich durch Lorenzen geföhrt und unterstützt sah, wollte für den russischen Grafen eine Lanze brechen, aber Arngard, die, wenn derartige Thematia berührt wurden, der Salonfähigkeit ihres Freundes Wrishowij arg mißtraute, war sofort aufrichtig bemüht, das Gespräch auf harmlosere Gebiete hinüberzuführen. Als ein solches friedverehendes Gebiet erdienen ihr in diesem Augenblicke ganz eminent die Grafschaft Ruppin, aus deren abgelegener Nordostecke Woldemar eben wieder eingetroffen war, und so sprach sie denn gegen diesen den Wunsch aus, ihn über seine jüngste Reise Bericht erstatten zu sehen. „Ich weiß wohl, daß ich meiner Schwester Melusine, die voll Keuzger und Verlangen ist, auch davon zu hören, einen schlechten Dienst damit leiste; Herr von Stechlin wird es aber nicht vermahnen, wenn meine Schwester wieder da ist, darauf zurückkommen. Es braucht ja, wenn man plaudert, nicht alles abfolot neu zu sein. Man darf sich wiederholen. Papa hat auch einzelnes, das er öfter erzählt.“

„Meine Tochter Arngard,“ lachte der alte Graf, „sagt einzelnes“, sie meint aber vieles.“
„Nein, Papa, ich meine einzelnes. Da giebt es denn doch ganz andre, zum Beispiel unser guter Baron. Und die Baronin sieht auch immer wea, wenn er anfängt. Aber lassen wir den Baron und seine Geschichten, und hören wir lieber von Herrn von Stechlin's Ausfluge. Doktor Wrishowij teilt gewiß meinen Geschna.“

„Teile vollkommen. Mark Brandenburg wendisches Vorland, Borland gegen skandinavisches Nordland.“

„Also, Herr von Stechlin,“ fuhr Arngard fort, „Sie haben nach diesen Erklärungen unsers Freundes Wrishowij einen freundlichen Zuhörer mehr, vielleicht sogar einen begeisterten. Auch für Papa möcht' ich mich verbürgen. Wir sind ja eigentlich selber männlich oder doch beinahe und wissen trotzdem so wenig davon, weil wir immer draußen waren. Ich kenne wohl Saatwintel und den Grunewald, aber das eigentliche brandenburgische Land, das ist doch etwas andres. Es soll alles so romantisch sein und so melandolisch, Sand und Sumpf und im Wasser ein paar Binsen oder eine Birke, dram das Land zittert. Ist Ihre Ruppiner Gegend auch so?“

„Nein, Comtesse, wir haben viel Wald und See, die sogenannte mecklenburgische Seenplatte.“

„Nun, das ist auch gut. Mecklenburg, wie mir die Verchtesgaders erst neulich versichert haben, hat auch seine Romantik.“

„Sehr wahr. Habe gelesen Stromtid und habe gelesen Franzosenid . . .“

„Und dann glaub' ich auch zu wissen,“ fuhr Arngard fort, „daß Sie Rheinsberg ganz in der Nähe haben. Ist es richtig, und kennen Sie's? Es soll so viel Interessantes bieten. Ich erinnere mich seiner aus meinen Kindertagen her, trotzdem wir damals in London lebten. Oder vielleicht auch gerade deshalb. Denn es war die Zeit, wo das Carlisle'sche Buch über Friedrich den Großen immer noch in Mode war, und wo's zum guten Ton gehörte, sich nicht bloß um die Terrasse von Sanssouci zu kümmern, sondern auch um Rheinsberg und den Orden de la gerososid. Lebt das alles noch da? Spricht das Volk noch davon?“

„Nein, Comtesse, das ist alles fort. Und überhaupt, von dem großen König spricht niemand mehr, was auch kaum anders sein kann. Der große König war als Kronprinz nur kurze Zeit da, sein Bruder Heinrich aber fünfzig Jahre. Und so hat die Prinz-Heinrichzeit beflagenswertere die Kronprinzenzeit ganz erdrückt. Aber beflagenswerter doch nicht in allem. Denn Prinz Heinrich war auch bedeutend

und vor allem sehr kritisch. Was doch immer ein Vorzug ist."

"Sehr warr, sehr warr," unterbrach hier Wrischowitz.

"Er war sehr kritisch," wiederholte Woldeemar. Namentlich auch gegen seinen Bruder, den König. Und die Malcontenten, deren es auch damals schon die Hülle und Fülle gab, waren beständig um ihn herum. Und dabei kommt immer was heraus."

"Sehr warr, sehr warr..."

"Denn zufriedene Hofleute sind allemal öd und langweilig, aber die Frondeurs, wenn die den Mund aufthun, da kann man was hören."

"Gewiß," sagte Armgard. "Aber trotzdem, Herr von Stechlin, ich kann das Frondeieren nicht leiden. Frondeur ist doch immer nur der gewohnheitsmäßig Unzufriedene, und wer immer unzufrieden ist, der taugt nichts. Immer Unzufriedene sind düffelhaft und oft boshaft dazu, und während sie sich über andre lustig machen, lassen sie selber viel zu wünschen."

"Sehr warr, sehr warr, gnädigste Comtesse," verbeugte sich Wrischowitz. "Aber, wollen derzeihen, ich bin doch für Frondeur. Frondeur ist kritisch, und wo Gutes sein will, muß sein kritisch. Deutsche Kunst viel kritisch. Erst muß sein Kunst, gewiß, aber gleich danach muß sein kritisch. Kritisch ist wie große Revolution. Kopf ab aus Prinzip. Kunst muß haben ein Prinzip. Und wo Prinzip ist, ist Kopf ab."

Alles schwieg, so daß dem Grafen nichts übrig blieb, als etwas verspätet seine halbe Zustimmung auszubringen. Armgard ihrerseits beehrte sich, auf Rheinsberg zurückzukommen, das ihr trotz des fatalen Zwischenfalls mit "Kopf ab", im Vergleich zu vielleicht wiederkehrenden Musikgesprächen, immer noch als ein Nothafen erschien.

"Ich glaube," sagte sie, "neben manchem andern auch mal von der Frauenfeindschaft des Prinzen gehört zu haben. Er soll — irre ich mich, so werden Sie mich forrigieren — ein sogenannter Misogynne gewesen sein. Etwas durchaus strankhaftes in meinen Augen oder doch mindestens etwas sehr Sonderbares."

"Sehr sonderbar," sagte Wrischowitz, während sich, unter Hinblick auf Armgard, sein Gesicht baldigend verklärte.

"Wie gut, lieber Wrischowitz," fuhr Armgard fort, "daß Sie, mein Wort bestätigend, für uns arme Frauen und Mädchen eintreten. Es giebt immer noch Mütter, und wir sind ihrer so sehr bedürftig. Denn wie mir Melusine erzählt hat, sind die Weiberfeinde sogar stolz darauf, Weiberfeinde zu sein, und behandeln ihre Tanten und Thun als eine höhere Lebensform. Stammen Sie solche Leute, Herr von Stechlin? Und wenn Sie solche Leute kennen, wie denken Sie darüber?"

"Ich betrachte sie zunächst als Unglückliche."

"Das ist recht."

"Und zum zweiten als Kranke. Der Prinz, wie Comtesse schon ganz richtig ausgesprochen haben, war auch ein solcher Kranker."

"Und wie äherte sich das? Oder ist es überhaupt nicht möglich, über das Thema zu sprechen?"

"Nicht ganz leicht, Comtesse. Doch in Gegenwart des Herrn Grafen und nicht zu vergessen auch Doktors Wrischowitz, der so schön und so ritterlich gegen die Misogynität Partei genommen, unter solchen Verhältnisse will ich es doch wagen."

"Das ist recht. Denn ich brenne vor Neugier."

"Und will auch nicht länger ängstlich um die Sache herumgehen. Unser Rheinsberger Prinz war ein richtiger Prinz aus dem vorigen Jahrhundert. Die jetzigen sind Menschen; die damaligen waren nur Prinzen. Eine der Passionen unsers Rheinsberger Prinzen — wenn man will, eine Art Abzweigung von dem, was schon gesagt wurde — war eine geheimnisvolle Verliebe für jungfräuliche Tote, besonders Bräute. Wenn eine Braut im Rheinsbergerischen, am liebsten auf dem Lande, gestorben war, so lud er sich dabei zu Gast. Und eh' der Gestirliche noch da sein konnte (den vermied er), erschienen er und stellte sich an das Fußende des Sarges und starrte die Tote an. Aber sie mußte geschämt sein und aussehen wie das Leben."

"Aber das ist ja schrecklich," brach es beinahe leidenschaftlich aus Armgard hervor. "Ich mag diesen Prinzen nicht und seine ganze Fronde nicht. Denn die müssen ebenso gewesen sein. Das ist ja

Blasphemie, das ist ja Gräberhändlung, — ich muß das Wort ansprechen, weil ich so empört bin und nicht anders kann."

Der alte Graf sah die Tochter an, und ein Freundschaftsstrahl umleuchtete sein gutes altes Gesicht. Auch Wrischowitz empfand so was von unbedingter Huldigung, beswang sich aber und sah, statt auf Armgard, auf das Bild der Gräfin-Mutter, das von der Wand niederblitzte.

Nur Woldeemar blieb ruhig und sagte: "Comtesse, Sie gehen vielleicht zu weit. Wissen Sie, was in der Seele des Prinzen vorgegangen ist? Es kann etwas Infernales gewesen sein, aber auch etwas andres. Wir wissen es nicht. Und weil er nebenher unbedingte große Jüge hatte, so bin ich dafür, ihm das in Rechnung zu stellen."

"Bravo, Stechlin," sagte der alte Graf. "Ich war erst Armgard's Meinung. Aber Sie haben recht, wir wissen es nicht. Und so viel weiß ich noch von der Jurisprudenz her, in der ich, wohl oder übel, eine Gastrolle gab, daß man in zweifelhaften Fällen in favorem entscheidend muß. Uebrigens geht eben die Klingel. An bester Stelle wird ein Gespräch immer unterbrochen. Es wird Melusine sein. Und so sehr ich gewünscht hätte, sie wäre von Anfang an mit dabei gewesen, wenn sie jetzt so mit einem Male dagewissen fährt, ist selbst Melusine eine Störung."

Es war wirklich Melusine. Sie trat, ohne draußen abgelegt zu haben, ins Zimmer, warf das schattliche Cape, das sie trug, in eine Sofa-Ecke und schritt, während sie noch den Hut aus dem Haare nesselte, bis an den Tisch, um hier zunächst den Vater, dann aber die beiden andern Herren zu begrüßen. "Ich seh' euch so verlegen, woraus ich schließe, daß eben etwas Gefährliches gesagt worden ist. Also etwas über mich."

"Aber, Melusine, wie eitel."

"Nun, dann also nicht über mich. Aber über wen? Das wenigstens will ich wissen. Von wem war die Rede?"

"Vom Prinzen Heinrich. Aber von dem ganz alten, der schon fast hundert Jahre tot ist."

"Da kommt Ihr auch was Besseres thum."

"Wenn du wüßtest, was uns Stechlin von ihm erzählt hat, und daß er — nicht Stechlin, aber der Prinz — ein Misogynne war, so würdest du vielleicht anders sprechen."

"Misogynne. Das freilich ändert die Sache. Ja, lieber Stechlin, da kann ich Ihnen nicht helfen, davon muß ich auch noch hören. Und wenn Sie mir's abschlagen, so wenigstens was Gleichwertiges."

"Gräfin Melusine, was Gleichwertiges giebt es nicht."

"Das ist gut, sehr gut, weil es so wahr ist. Aber dann bit' ich um etwas zweiten Ranges. Ich sehe, daß Sie von Ihrem Auszuge erzählt haben, von Ihrem Papa, von Schloß Stechlin selbst oder von Ihrem Dorf und Ihrer Gegend. Und davon mücht' ich auch hören, wenn es auch freilich nicht an das andre heranreicht."

"Ach, Gräfin, Sie wissen nicht, wie bescheiden es mit unserm Stechliner Erdenvinkel bestellt ist. Wir haben da, von einem Pastor abgesehen, der beinahe Sozialdemokrat ist, und des weiteren von einem Oberförster abgesehen, der eine Prinzessin, eine Ippen-Büchsenstein, geheiratet hat..."

"Aber das ist ja alles großartig..."

"Wir haben da, von diesen zwei Sebenswürdigkeiten abgesehen, eigentlich nur noch den Stechlin. Der ging vielleicht, über den ließe sich vielleicht etwas sagen."

"Den Stechlin? Was ist das? Ich bin so glücklich, zu wissen," und sie machte verbindlich eine Handbewegung auf Woldeemar zu, "ich bin so glücklich, zu wissen, daß es Stechline giebt. Aber der Stechlin! Was ist der Stechlin?"

"Das ist ein See."

"Ein See. Das besagt nicht viel. Seen, wenn es nicht grade der Bierwaldbücker ist, werden immer erst interessant durch ihre Fische, durch Sterlet oder Felchen. Ich will nicht weiter aufzählen. Aber was hat der Stechlin? Ich vermute, Steckerlinge."

"Nein, Gräfin, die hat er nun gerade nicht. Er hat genau das, was Sie geneigt sind am wenigsten zu vermuten. Er hat Weltbeziehungen, vornehme, geheimnisvolle Beziehungen hat er, und

nur alles Gemöhnliche, wie beispielsweise Steckerlinge, das hat er nicht, das fehlt ihm."

"Aber, Stechlin, Sie werden doch nicht den Empfindlichen spielen. Mittheiler in der Garde!"

"Nein, Gräfin. Und außerdem, den wollt' ich sehen, der das Ihnen gegenüber zuwege bräute."

"Nun dann also, was ist es? Worin bestehen seine vornehmen Beziehungen?"

"Er sieht mit den höchsten und allerhöchsten Herrschaften, deren genealogischer Kalender noch über den Gotha'schen hinauswächst, auf du und du. Und wenn es in Java rumort oder auf Island, oder der Geiser mal in Doppelhöhe dampft und springt, dann springt auch in unserm Stechlin ein Wasserstrahl auf, und einige (wenn es auch noch niemand gesehen hat), einige behaupten sogar, in ganz idyllischen Fällen erscheine zwischen den Strudeln ein roter Dahn und krähe hell und wackend in die Kuppiner Grafschaft hinein. Ich nenne das vornehme Beziehungen."

"Ach auch," sagte Melusine. Wrischowitz aber, dessen Augen immer größer geworden waren, murmelte vor sich hin: "Sehr warr, sehr warr."

XIV.

Es war zu Beginn der Woche, daß Woldeemar seinen Besuch im Parbischen Hause gemacht hatte. Schon am Mittwoch früh empfing er ein Billet von Melusine.

"Lieber Freund. Lassen Sie mich Ihnen noch nachträglich mein Bedauern aussprechen, daß ich vorgestern nur gerade noch die letzte Scene des letzten Aktes (Geisichte vom Stechlin) mit erleben konnte. Mich verlangt es aber lebhaft, mehr davon zu wissen. In unserer sogenannten großen Welt giebt es so wenig, was sich zu sehen und zu hören verlohnt; das meiste hat sich in die stillen Winkel der Erde zurückgezogen. Allen voran, wie mir scheint, in Ihre Stechliner Gegend. Ich wette, Sie haben uns noch über vieles zu berichten, und ich kann nur wiederholen, ich möchte davon hören. Linke gute Baronin, der ich davon erzählt habe, denkt ebenso; sie hat den Zug aller naiven und liebendwürdigen Frauen, neugierig zu sein. Ich, ohne die genannten Vorbildungen zu erfüllen, bin ihr trotzdem an Neugier gleich. Und so haben wir denn eine Nachmittagspartie verabredet, bei der Sie der große Erzähler sein sollen. In der Regel freilich verkauft es anders wie gebacht, und man hört nicht das, was man hören wollte. Das darf uns aber in unserm guten Vorhaben nicht hindern. Die Baronin hat mir etwas vorgezwängt von einer Gegend, die sie Oberpree' nannte (die vielleicht auch wirklich so heißt), und wo's so schön sein soll, daß sich die Gabelherrlichkeiten daneben vertheilen müssen. Ich will es ihr glauben, und jedenfalls werd' ich es ihr nachträglich versichern, auch wenn ich es nicht gefunden haben sollte. Das Ziel unsrer Fahrt — ein Punkt, den übrigens die Berchtesgadens noch nicht kennen; sie waren bisher immer erheblich weiter südaufwärts — das Ziel unsrer Meße hat einen ziemlich sonderbaren Namen und heißt das 'Gierhäuschen'. Ich werde seitdem die Vorstellung von etwas Ovaleem nicht los und werde wohl erst geheilt sein, wenn sich mir die so sonderbar denaunfte Spreckshühnheit persönlich vorgestellt haben wird. Also morgen, Donnerstag, Gierhäuschen. Ein Nein giebt es natürlich nicht. Abfahrt vier Uhr. Zannowitzbrücke. Papa begleitet uns; es geht ihm seit heut um vieles besser, so daß er sich's zutraut. Vielleicht ist vier etwas spät; aber wir haben dabei, wie mir Lizzi sagt, den Vorteil, auf der Rückfahrt die Lichter im Wasser sich spiegeln zu sehen. Und vielleicht ist auch irgendwo Feuerwerk, und wir sehen dann die Raketen steigen. Armgard ist in Aufregung, fast auch ich. Au revoir. Eines Herrn Mittheilers wohlaffectionierte Melusine."

Nun war der andre Nachmittag da, und kurz vor vier Uhr fuhren erst die Berchtesgadens und gleich danach die Barbis bei der Zannowitzbrücke vor. Woldeemar wartete schon. Alle waren in jener heitern Stimmung, in der man genießt ist, alles schön und reizend zu finden. Und diese Stimmung kam denn auch gleich der Dampfschiffahrtstation zu statten. Unter lachender Bewunderung der sich hier darbietenden Holzarchitektur stieg man



Flischer/Liedwald lith.

Sum Tollaßen. Nach dem Gemälde von H. Seifert.

Photographie-Verlag von Franz Schönbach in Wien.



Das „Münchenerhaus“ auf dem Westgipfel der Zugspitze am Einweihungstage, 19. September 1897. Originalzeichnung von M. Zeno Diemer.

ein Gewir von Stiegen und Treppen hinab und schritt, unten angekommen, an den um diese Stunde noch leeren Tischen eines hier etablirten „Kofals“ vorüber, unmittelbar auf das Schiff zu, dessen Glocke schon zum erstenmal geläutet hatte. Das Wetter war prachtvoll, Luftaufwärts alles klar und sonnig, während über der Stadt ein dünner Nebel lag. In beiden Seiten des Hinterdecks nahm man auf Stühlen und Bänken Platz und sah von hier aus auf das verschleierte Stadtbild zurück.

„Da heißt es nun immer,“ sagte Melusine, „Berlin sei so kirchennarm; aber wir werden bald Köln und Mainz aus dem Felde geschlagen haben. Ich sehe die Nikolaikirche, die Petrifirche, die Waisenkirche, die Schloßkuppel, und das Dach da, mit einer Art von chinesischer Dacheinlage, das ist, glaub' ich, der Mathhausturm. Aber freilich, ich weiß nicht, ob ich den mitrechnen darf.“

„Tum ist Tum,“ sagte die Baronin. „Das fehlt auch gerade noch, daß man dem armen alten Berlin auch noch seinen Mathhausturm als Tum abstritte. Man eifersüchtigt schon genug.“

Und nun schlug es vier. Von der Parochialkirche her klang das Glockenspiel, die Schiffsglocke läutete dazwischen, und als diese wieder schwieg, wurde das Brett aufgeklappt, und unter einem schrillen Pfiff setzte sich der Dampfer auf das mittlere Brückenjoch zu in Bewegung.

Oben, in Nähe der Jannowisbrücke, hielten immer noch die beiden herrschaftlichen Wagen, die's für angemessen erachten mochten, ehe sie selber aufbrachen, zuvor den Aufbruch des Schiffes abzuwarten, und erst als dieses unter der Brücke verschwunden war, fuhr der gräflich Barby'sche Kutscher neben den freiherrlich Verchesgaden'schen, um mit diesem einen Gruß auszutauschen. Beide kannten sich seit lange, schon von London her, wo sie bei denselben Herrschaften in Dienst gestanden hatten. In diesem Punkte waren sie sich gleich, sonst aber so verschieden wie nur möglich, auch schon in ihrer äußeren Erscheinung. Jünger, der Barby'sche Kutscher, ein ebenso martialisch wie gutmüthig dreinschauender Meßenerburger, hätte mit seinem angegrauten Sappensbart ohne weiteres vor eine Gardetruppe treten und den Zug als Tambourmajor eröffnen können, während der Verchesgaden'sche, der seine Jugend als Trainer und halber Sportsman zugebracht hatte, nicht bloß einen englischen Namen führte, sondern auch ein typischer Engländer war, bager, fehnig, kurz geschoren und glatt rasirt. Seine Glogaugen hatten etwas Stupid's; er war aber trotzdem klug genug und mußte, wenn's galt, seinen Vorteil nachzugehen. Das Deutsche machte ihm noch immer Schwierigkeiten, trotzdem er sich aufdringliche Mühe damit gab und sogar das bequeme Jubilireneben englischer Wörter vermittelte, am meisten dann, wenn er sich die Verinnerlichen seiner Bekanntschaft abzuholen sah, ihm mit „well, well, Mr. Robinson,“ oder gar mit einem geheimnißvollen „indeed“ zu Hilfe zu kommen. Nur mit dem einen war er einverstanden, daß man ihn „Mr. Robinson“ nannte. Das ließ er sich gefallen.

„Now, Mr. Robinson,“ sagte Jünger, „how are you? I hope quite well.“

„Danke, Mr. Jünger, danke! Was macht die Frau?“

„Ja, Robinson, da müssen Sie, dent' ich, selber nachsehen, und zwar gleich heute, wo die Herrschaften fort sind und erst spät wiederkommen. Noch dazu mit der Stadtbahn. Wenigstens von hier aus, Jannowisbrücke. Sagen wir also nein; eher sind sie nicht zurück. Und bis dahin haben wir einen guten Stat. Hartwig als dritter wird schon kommen; Portiers können immer. Die Frau zieht ebenso gut auf wie er, und weiter ist es ja nichts. Also kloder fünf; ein „Mein“ gilt nicht: where there is a will, there is a way. Ein bißchen ist doch noch hängen geblieben von dear old England.“

„Danke, Mr. Jünger,“ sagte Robinson, „danke! Ja, Stat ist das Beste von all Germany. Komme gern. Stat ist noch besser als Parfisch.“

„Hören Sie, Robinson, ich weiß doch nicht, ob das zutrifft. Ich denke mir, so beides zusammen, das ist das Wahre. That's it.“

Robinson war einverstanden, und da beide weiter nichts auf dem Herzen hatten, so brach man hier

ab und schickte sich an, die Rückfahrt in einem mäßig raschen Trab anzutreten, wobei der Verchesgaden'sche Kutscher den Weg über Wolkenmarkt und Schloßplatz, der Barby'sche den auf die Neue Friedrichsstraße nahm. Jenseits der Friedrichsbrücke hielt sich der letztere dicht am Wasser hin und kam so am bequemsten bis an sein Kronprinzenerfer.

Der Dampfer, gleich nachdem er das Brückenjoch passiert hatte, setzte sich in ein rascheres Tempo, dabei die linke Flussseite haltend, so daß immer nur eine geringe Entfernung zwischen dem Schiff und den sich dicht am Ufer hinziehenden Stadtbahnbögen war. Jeder Bogen schuf den Rahmen für ein dahinter gelegenes Bild, das natürlich die Form einer Lunette hatte. Mauerwerk aller Art, Schuppen, Zäune zogen in buntem Wechsel vorüber, aber in Front aller dieser der Alltäglichkeit und der Arbeit dienenden Dinge zeigte sich immer wieder ein Stück Gartenland, darin ein paar verpöthete Malven oder Sonnenblumen blühten. Erst als man die zweitfolgende Brücke passiert hatte, traten die Stadtbahnbögen so weit zurück, daß von einer Uferbefestigung nicht mehr die Rede sein konnte; statt ihrer aber wurden jetzt Weiden und pappelbesetzte Wege sichtbar, und wo das Ufer quaierartig abfiel, lagen mit Sand beladene Kähne, große Fellen, aus deren Innerem eine baggerartige Vorrichtung die Kies- und Sandmassen in die dicht am Ufer hin etablirten Kalkgruben schüttete. Es waren dies die Berliner Märlwerke, die hier die Herrschaft behaupteten und das Uferbild bestimmten.

In're Reviden sprachen wenig, weil unter dem raschen Wechsel der Bilder die andre zurückdrängte. Nur als der Dampfer an Treptow vorüber zwischen den kleinen Inseln hinfuhr, die hier mannigfach aus dem Fluß aufwachen, wandte sich Melusine an Woldegar und sagte: „Vizi hat mir erzählt, hier zwischen Treptow und Stralau sei auch die „Liebesinsel“; da stürzen immer die Liebespaare, meist mit einem Fettel in der Hand, drauf alles fröhlich. Trifft das zu?“

„Ja, Gräfin,“ soviel ich weiß, trifft es zu. Solche Liebesinseln giebt es übrigens vielfach in unrer Gegend und kann als Beweis gelten, wie weitverbreitet der Zustand ist, dem abgeholfen werden soll, und wenn's durch Störten wäre.“

„Das nehm' ich Ihnen übel, daß Sie darüber spotten. Und Arngard wird es noch mehr thun, weil sie gefühlvoller ist als ich. Zudem sollten sie wissen, daß sich so was rächt.“

„Ich weiß es. Aber Sie lesen auch durchaus falsch in meiner Seele. Sicher haben Sie mal gehört, daß der, der die Furcht hat, zu singen anfängt, und wer nicht singen kann, nun, der wiggelt eben. Ubrigens, so schön „Liebesinsel“ klingt, der Zauber davon geht wieder verloren, wenn Sie sich den Namen des Ganzen hier vergegenwärtigen. Das sich so mächtig hier verbreitende Spreestück heißt der „Mummelsburger See.“

„Freilich nicht hübsch; das kann ich zugeben. Aber die Stelle selbst ist schön, und Namen bedeuten nichts.“

„Wer Melusine heißt, sollte wissen, was Namen bedeuten.“

„Ich weiß es leider. Denn es giebt Leute, die sich vor „Melusine“ fürchten.“

„Was immer eine Dummheit, aber doch mehr noch eine Huldigung ist.“

Unter diesem Gespräch waren sie bis über die Brötung der See hinaus gekommen und fuhren wieder in das schmalere werdende Flußbett ein. An beiden Ufern hörten die Häuserreihen auf, sich in dünnen Zeilen hinzuziehen, Baumgruppen traten in nächster Nähe dafür ein, und weiter landeinwärts wurden aufgeschüttete Bahndämme sichtbar, über die hinweg die Telegraphenstangen ragten und ihre Drähte von Pfahl zu Pfahl spannten. Sie und da, bis ziemlich weit in den Fluß hinein, stand ein Schilfgürtel, aus dessen Dickicht vereinzelte Kricken aufflogen.

„Es ist doch weiter, als ich dachte,“ sagte Melusine. „Wir sind ja schon wie in halber Einsamkeit. Und dabei wird es frisch. Ein Gluck, daß wir Decken mitgenommen. Denn wir bleiben doch wohl im Freien? Oder giebt es auch Zimmer da? Freilich kann ich mir kaum denken, daß wir zu sechs in einem Gierhäuschen Platz haben.“

„Ach, Frau Gräfin, ich sehe, Sie rechnen auf etwas eytrem Wohlliches und erwarten, wenn wir angelangt sein werden, einen Richtigling von Stoss und Hütte. Da harret Ihrer aber eine grausame Enttäufung. Das Gierhäuschen ist ein sogenanntes „Kofal“, und wenn uns die Luft anwandelt, so können wir da tanzen oder eine Volksversammlung abhalten. Raum genug ist da. Sehen Sie, das Schiff wendet sich schon, und der rote Bau da, der zwischen den Pappelweiden mit Turm und Erker sichtbar wird, das ist das Gierhäuschen.“

„O weh! Ein Palazzo,“ sagte die Baronin und war auf dem Punkt, ihrer Mißstimmung einen Ausdruck zu geben. Aber ehe sie dazu kam, schob sich das Schiff schon an den vorgebauten Anlegesteg, über den hinweg man, einen Uferweg einschlagend, auf das Gierhäuschen zuhritt. Dieser Uferweg setzte sich, als man das Gartenlokal endlich erreicht hatte, jenseits desselben noch eine gute Strecke fort, und weil die wundervolle Frische dazu einlud, beschloß man, ehe man sich im „Gierhäuschen“ selber niedersie, zuvor noch einen gemeinschaftlichen Spaziergang am Ufer hin zu machen. Immer weiter luftaufwärts.

Der Enge des Weges halber ging man zu zweien, voraus Woldegar mit Melusine, dann die Baronin mit Arngard. Erheblich zurück erst folgten die beiden älteren Herren, die schon auf dem Dampfschiff ein politisches Gespräch angefangen hatten. Beide waren liberal, aber der Umstand, daß der Baron ein Vaper und unter katholischen Anschauungen aufgewachsen war, ließ doch beständig Unterstiehe hervor treten.

„Ich kann Ihnen nicht zustimmen, lieber Graf. Alle Triumphe heut, und zwar mehr denn je, sind in des Papstes Hand. Rom ist ewig und Italien nicht so fest aufgebaut, als es die Welt glauben machen möchte. Der Quirinal zieht wieder aus, und der Vatikan zieht wieder ein. Und was dann?“

„Was dann? Nichts, lieber Baron. Auch dann nicht, wenn es wirklich dazu kommen sollte, was, glaub' ich, ausgeschlossen ist.“

„Sie sagen das so ruhig, und ruhig ist man nur, wenn man sicher ist. Sind Sie's? Und wenn Sie's sind, dürfen Sie's sein? Die letzten Entscheidungsliegen immer bei dieser Papi- und Rom-Frage.“

„Lagen einmal. Aber damit ist es gründlich vorbei, auch in Italien selbst. Die letzten Entscheidungen, von denen Sie sprechen, liegen heutzutage ganz wo anders, und es sind bloß ein paar Ihrer Zeitungen, die nicht müde werden, der Welt das Gegenteil zu versichern. Alles bloße Nachflänge. Das moderne Leben räumt erbarmungslos mit all dem Ueberkommen an. Ob es glückt, ein Nirreich aufzurichten, ob Japan ein England im Stillen Ocean wird, ob China mit seinen vierhundert Millionen Gimmohrnen aus dem Schlaf aufwacht und, seine Hand erhebend, uns und der Welt zuruft: „Gier bin ich, allem voraus aber, ob sich der vierte Stand etablirt und stabilirt (denn darauf läuft doch in ihrem vernünftigen Kern die ganze Sache hinaus) — das alles fällt ganz anders ins Gewicht als die Frage „Quirinal oder Vatikan“. Es hat sich überlebt. Und anstandslos ist nur das eine, daß es überhaupt noch so weiter geht. Das ist der Wunder größtes.“

„Und das sagen Sie, der Sie zeitweilig den Dingen so nahe gestanden?“

„Weil ich ihnen so nahe gestanden.“

Auch die beiden voranschreitenden Paare waren in lebhaftem Gespräch.

An dem schon in Dämmerung liegenden östlichen Horizont stiegen die Fabrikthornsteine von Spindlersfelde vor ihnen auf, und die Rauchfahnen zogen in langsamem Zuge durch die Luft.

„Was ist das?“ fragte die Baronin, sich an Woldegar wendend.

„Das ist Spindlersfelde.“

„Stem' ich nicht.“

„Doch vielleicht, gnädigste Frau, wenn Sie hören, daß in eben diesem Spindlersfelde der für die weibliche Welt so wichtige Spindler seine geheimnißvollen Klänge treibt. Besser noch seine verschwiegenen. Denn unsre Damen bekennen sich nicht gern dazu.“

„So, der! Ja, dieser unsrer Wohlthäter, den wir — Sie haben ganz recht — in unserm Undank so geru

unterschlagen. Aber dies Unterschlagen hat doch auch wieder sein Verzeihliches. Wir thun jetzt so vieles, was wir, nach einer alten Anschauung, eigentlich nicht thun sollten, weil es nicht recht mehr für uns paßt. Es ist nicht passend, auf einem Pferdebahnperron zu stehen, zwischen einem Schaffner und einer Stiepenfrau, und es ist noch weniger passend, in einem Fünzigpfennigbazar allerhand Einkäufe zu machen und an der sich dabei aufdrängenden Frage: „Wodurch ermöglichen Sie diese Preise?“ still vorbeizugehen. Unser Freund in Spindlersfelde da drüben begründet uns vielleicht auch durch das, was er für uns thut. Armgard, wie denken Sie darüber?“

„Ganz wie Sie, Baronin.“
„Und Melusine?“

Diese gab kopfschüttelnd die Frage weiter und drang darauf, daß die beiden älteren Herren, die mittlerweile herangekommen waren, den Ausschlag geben sollten. Aber der alte Graf wollte davon nichts wissen. „Das sind Doktorfragen. Auf solche Dinge laß ich mich nicht ein. Ich schlage vor, wir machen lieber Meier und fuden uns im Gierhäuschen einen hübschen Platz, von dem aus wir das Leben auf dem Fluß beobachten und hoffentlich auch den Sonnenuntergang gut sehen können.“

Ziemlich um dieselbe Stunde, wo die Barbyschen und Berchtesgadenischen Herrschaften ihren Spaziergang auf Spindlersfelde zu machten, erschien unter Freund Mr. Robinson, von seinem Stallgebäude her, in Front der Vennstraße, sah erst gewohnheitsmäßig nach dem Wetter und ging dann quer durch den Tiergarten auf das Stronpingrinnen zu, wo die Zinnes ihn bereits erwarteten.

Frau Amme, die, wie die meisten kinderlosen Frauen (und Frauen mit Sappentartmännern sind fast immer kinderlos), einen großen Wirtschaft- und Sauberkeitssinn hatte, hatte zu Mr. Robinsons Empfang alles in die schönste Ordnung gebracht, um so mehr, als sie wußte, daß ihr Gast, als ein vermögender Engländer, immer der Neigung nachgab, alles Deutsche, wenn auch nur andeutungsweise, zu bemängeln. Es lag ihr daran, ihn fühlen zu lassen, daß man's hier auch versteht. So war denn von ihr nicht bloß eine wundervolle Kaffeevervierte, sondern auch eine silberne Zuckerdose mit Streukelchdeckelchen links und rechts aufgestellt worden. Frau Amme konnte das alles und noch mehr infolge der bevorzugten Stellung, die sie von langer Zeit her bei den Barbys einnahm, zu denen sie schon als fünfzehnjähriges junges Ding gekommen und in deren Dienst sie bis zu ihrer Verheiratung geblieben war. Auch jetzt noch hingene beide Damen an ihr, und mit Hülfe Lizzi's, die, so diktiert sie war, doch gerne plauderte, war Frau Amme jeherzeit über alles unterrichtet, was im Vorderbau vorging. Daß der Mittelmeister sich für die Damen interessierte, wußte sie natürlich wie jeder andre, nur nicht — auch darin wie jeder andre —, für welche.

Ja, für welche?

Das war die große Frage, selbst für Mr. Robinson, der regelmäßig, wenn er die Zinnes sah, sich danach erkundigte. Dazu kam es denn auch heute wieder und zwar sehr bald nach seinem Eintreffen.

Eine große Familientasse mit einem in Front eines Tempel seinen Bogen spannenden Amor war vor ihn hingestellt worden, und als er dem Streukelchläden (für den er eine so große Vorliebe hatte, daß er regelmäßig erklärte, so was gäb' es in den vereinigten drei Königreichen nicht) — als er dem Streukelch liebevoll und doch auch wieder maßvoll zugestrichen hatte, betrachtete er das Bild auf der großen Tasse, zeigte, was bei seiner Augenbeschaffenheit etwas Komisches hatte, schelmisch lächelnd auf den bogenspannenden Amor und sagte: „Hier hinten ein Tempel und hier vorn ein Vorbeer. Und hier this little fellow with his arrow. Ich möchte mir die Frage geklärten — Sie sind eine so kluge Frau, Frau Amme —: wird er den Pfeil fliegen lassen oder nicht, und wenn er den Pfeil fliegen läßt, ist es die Prieslerin, die hier neben dem Vorbeer steht, oder ist es eine andre?“

„Ja, Mr. Robinson,“ sagte Frau Amme, „darauf ist schwer zu antworten. Denn erstens wissen wir nicht, was er überhaupt vorhat, und dann wissen wir auch nicht: wer ist die Prieslerin? Ist die Gometze die Prieslerin, oder ist die Gräfin die Prieslerin?“

Ich glaube, wer schon verheiratet war, kann wohl eigentlich nicht Prieslerin sein.“

„Ach,“ sagte Amme, in dem sich, was gelegentlich vorfam, der naturwüchsige Medlenburger regte, „sein kann alles. Ueber so was wächst Gras. Ich glaube, es ist die Gräfin.“

Robinson nickte. „Glaub' ich auch. And what's the reason, dear Mrs. Amme? Weil Wilib vor Jungfrau geht und weist einen Schritt voraus hat. Ich weiß wohl, es ist immer viel die Rede von virginity, aber widow ist mehr als virgin.“

Frau Amme, die nur halb verstanden hatte, verstand doch genug, um zu sichern, was sie übrigens sittsam mit der Bemerkung begleitete, sie habe so was von Mr. Robinson nicht geglaubt.

Robinson nahm es als Huldigung und trat, nachdem er sich mit Erlaubnis der „Lady“ ein kurzes Pfeifchen mit türkischem Tabak angesteckt hatte, an ein Fensterchen, in dessen mit einer kleinen Laubhage gemachten Blumenkasten rote Verbänen blühten, und sagte, während er auf den Hof mit seinen drei Akazienbäumen herunterblickte: „Wer ist denn der hübsche Junge da, der da mit seinem hoop spielt? Hier sagen sie Meisen.“

„Das ist ja Hartwigs Rudolf,“ sagte Frau Amme. „Ja, der Junge hat viel Glic. Und wie er da mit dem Meisen spielt und die Hedwig immer hinter ihm her, wiewohl sie doch beinahe seine Mutter sein könnte. Na, ich freue mich immer, wenn ich ausgelassene Menschen sehe, und wenn Hartwig kommt — ich wundere mich bloß, daß er noch nicht da ist —, da können Sie ihm ja sagen, wie hübsch Sie die verdöhlte kleine Nange finden. Das wird ihn freuen; er ist furchtbar eitel. Alle Portiersleute sind eitel. Aber das muß wahr sein, es ist ein reizender Junge.“

Während sie noch so sprachen, erschien Hartwig, auf den Amme, stadtbürrig, schon seit einer Viertelstunde gewartet hatte, und seine drei Minuten mehr, so war auch Hedwig da, die sich bis kurz vorher mit ihrem kleinen Cousin Rudolf in dem Hof unten abgedrückt hatte. Beide wurden mit gleicher Herzlichkeit empfangen, Hartwig, weil nach seinem Erscheinen die Stappartie beginnen konnte, Hedwig, weil Frau Amme nun gute Gesellschaft hatte. Denn Hedwig konnte wundervoll erzählen und brachte jedesmal Neuigkeiten mit. Sie mochte vierundzwanzig sein, war immer sehr sauber gekleidet und von heiter-übermütigen Gesichtsausdruck. Dazu krauses, kastanienbraunes Haar. Es traf sich, daß sie mal wieder außer Dienst war.

„Nun, das ist recht, Hedwig, daß du kommst,“ sagte Frau Amme. „Rudolfen hab' ich eben erst gefragt, wo du geblieben wärest, denn ich habe dich ja mit ihm spielen sehen; aber solch Junge weiß nie was; der denkt bloß immer an sich, und ob er sein Stüd' Stuchen kriegt. Na, wenn er kommt, er soll's haben; Robinson ist immer so wenig, wiewohl er den Streukelch ungeneher gern mag. Aber so sind die Engländer, sie sind nicht so zugreiffich, und dann geniert sich Amme auch, und die Hälfte bleibt übrig. Na, jedenfalls ist es nett, daß du wieder da bist. Ich habe dich ja seit deinem letzten Dienst noch gar nicht ordentlich gesehen. Es war ja wohl 'ne Hofrätin? Na, Hofrätinnen, die kenn' ich. Aber es giebt auch gute. Wie war er denn?“

„Na, mit ihm ging es.“

„Deine krausen Haare werden wohl wieder schuld sein. Die können manche nicht vertragen. Und wenn dann die Frau was merkt, dann ist es vorbei.“

„Nein, so war es nicht. Er war ein sehr anständiger Mann. Beinahe zu sehr.“

„Aber, Kind, wie kannst du nur so was sagen? Wie kann einer so anständig sein?“

„Ja, Frau Amme. Wenn einen einer gar nicht ansieht, das ist einem auch nicht recht.“

„Ach, Hedwig, was du da bloß so red'st! Und wenn ich nicht wüßte, daß du gar nicht so bist... Aber was war es denn?“

„Ja, Frau Amme, was soll ich sagen, was es war; es ist ja immer wieder dasselbe. Die Herrschaften können einen nicht richtig unterbringen. Oder wollen auch nicht. Immer wieder die Schlaflosigkeit, oder, wie manche hier sagen, die Schlaflosigkeit.“

„Aber, Kind, wie denn? Du müßt doch 'ne Gelegenheit zum Schlafen haben.“

„Gewiß, Frau Amme. Und 'ne Gelegenheit,

so denkt mancher, is 'ne Gelegenheit. Aber gerade die, die hat man nicht. Man ist müde zum Umfallen, und man kann doch nicht schlafen.“

„Versteht' ich nicht.“

„Ja, Frau Amme, das macht, weil Sie von Kindesbeinen an immer bei so gute Herrschaften waren, und mit Lizzi is es jetzt wieder ebenso. Die hat es auch gut an is, wie wenn sie mit dazu gehörte. Meine Tante Hartwig erzählt mir immer davon. Und einmal hab' ich es auch so gut getroffen. Aber bloß das eine Mal. Sonst fehlt immer die Schlafgelegenheit.“

Frau Amme lachte.

„Sie lachen darüber, Frau Amme. Das is aber nicht recht, daß Sie lachen. Glauben Sie mir, es is eigentlich zum Weinen. Und mitunter hab' ich auch schon geweint. Als ich nach Berlin kam, da gab es ja noch die Hängeböden.“

„Kann' ich, kann' ich; das heißt, ich habe davon gehört.“

„Ja, wenn man davon gehört hat, das is nicht viel. Man muß sie richtig kennen lernen. Immer sind sie in der Küche, mitunter dicht am Herd aber auch gerade gegenüber. Und nun steigt man auf eine Leiter, und wenn man müde is, kann man auch runter fallen. Aber meistens geht es. Und nu macht man die Thür auf und schiebt sich in das Loch hinein, ganz so wie in einen Badofen. Das is es denn, als ob man auf den Hof gelegt würde. So war es, als ich nach Berlin kam. Aber ich glaube, sie dürfen jetzt so was nicht mehr bauen. Polizeiverbot. Ach, Frau Amme, die Polizei is doch ein rechter Segen. Wenn wir die Polizei nicht hätten, und sie sind auch immer so artig gegen einen, so hätten wir gar nichts. Mein Onkel Hartwig, wenn ich ihm so erzähle, daß man nicht schlafen kann, der sagt auch immer: „Kann' ich, kann' ich; der Bourgeois thut nichts für die Menschheit. Und wer nichts für die Menschheit thut, der muß abgeschafft werden.“

„Ja, dein Onkel spricht so. Und war es denn bei deinem Hofrat, wo du nu zuletzt warst, auch so?“

„Nein, bei Hofrats war es nicht so. Die wohnt ja auch in einem ganz neuen Hause. Hofrats waren Trockenwohner. Und in dem, was jetzt die neuen Häuser sind, da kommen, glaub' ich, die Hängeböden gar nicht mehr vor; da haben sie bloß noch die Badestuben.“

„Na, das is aber doch ein Fortschritt.“

„Ja, das kann man sagen; Badestube als Badestube ist ein Fortschritt oder, wie Onkel Hartwig immer sagt, ein Kulturfortschritt. Er hat meistens solche Wörter. Aber Badestube als Schlafgelegenheit is kein Fortschritt.“

„Gott, Kind, sie werden dich aber doch nicht in eine Badestube gepackt haben?“

„A bewahre. Das thun sie schon der Badestube wegen nicht. Da werden sie sich hüten.“

„Aber... Ach, Frau Amme, ich kann nur immer wieder sagen, Sie wissen nicht Bescheid; Sie hatten es gut, wie Sie noch unverheiratet waren, und nu haben Sie's erst recht gut. Sie wohnen hier wie in einer kleinen Sommerwohnung, nu daß es ein bißchen nach Pferde riecht, das schadet nicht; das Pferd is ein feines und reinliches Tier, und all seine Berrichtungen sind so edel. Man sagt ja auch: das edle Pferd. Und außerdem soll es so gesund sein, fast so gut wie Kuhstall, womit sie ja die Schweindsucht kurieren. Und dazu haben Sie hier den Blick auf die Kugelfaszen und drüben auf das Marinepanorama, wo man sehen kann, wie alles is, und dahinter haben Sie den Blick auf die Kunstausstellung, wo es so furchtbar zieht, bloß damit man immer frische Luft hat. Aber bei Hofrats... Nein, diese Badestube!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Mittelpunkt der Welt.

Märchliche Sage.

Im Poppau steht ein alter Stein: Dort soll der Erde Mitte sein. In Poppau bält man das für wahr, Und mir scheint es nicht sonderbar: Ein jedes Volk, das kleinhe, bält Sich für den Mittelpunkt der Welt.

Georg Wittenberg.

Das „Münchenerhaus“ auf dem Westgipfel der Zugspitze.

Von Franz Langheinrich.

Nur vor dem Weihnachtsfest des Jahres 1895 war es, da befiel die Sektion München des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins in ihrer Generalversammlung, auf dem Gipfel des höchsten deutschen Berges, auf der Zugspitze, ein Unterhüttenhaus zu errichten. Und bald regte es sich oben an den Wänden des gigantischen Wettersteinthores mit momenthafter Emsigkeit. Neben Sandreihen und Schneefare, auf neugehabten Wegen und an schwindelnden Gestirzen entlang gingen die trittsicheren Transporte der Baumaterialien, und die Hölzerhülle der Sprenggeschosse kreuzten das Gebirg auf, das in der schwebenden Ewigkeit jener Fierner und Schluchten schlief.

Bis an die Vothütte, 2525 Meter, führten geduldige Mauerer die drückenden Ästen zu; von da ab mähren Reichenshultern das Material auf den höchsten Bauplatz deutscher Lande, den 2964 Meter hohen Westgipfel, tragen. Da hatte Amnorbung keinen Zement gesucht und Konsumtion göttliche Feinwand; Tachan gab Nitzsche für die Wandverkleidung und Prannenburg Holzwerk und Möbel; Kippenlebe für die Dachbedeckung lieferte München und Mühlheim am Rhein das Mauerwerk für die Abwasserleitung, das, 5,5 Kilometer lang und 9000 Kilogramm schwer, im Höllethal in den Hammerbach mündet. 550 Kubikmeter Stein wurden ausgepumpt und zum Bau selbst verwendet, der, von A. Sellinger-Zinsbrud nach den Plänen des diesjährigen Wettersteinreferenten der Sektion München, Adolf Benz-Großhofs, angeführt, unter der persönlichen Leitung dieses tüchtigen Mannes stand. Einundzwanzigmal in zwei Sommern ist der unermüdete Mauerer hinaufgezogen zu jenen Höhen, wo Reichenshülle und Reichenshülle ein Erdbach hinter allen Pflügen, die hier im Dienste der Unendlichkeit schwebende Andacht halten wollen.

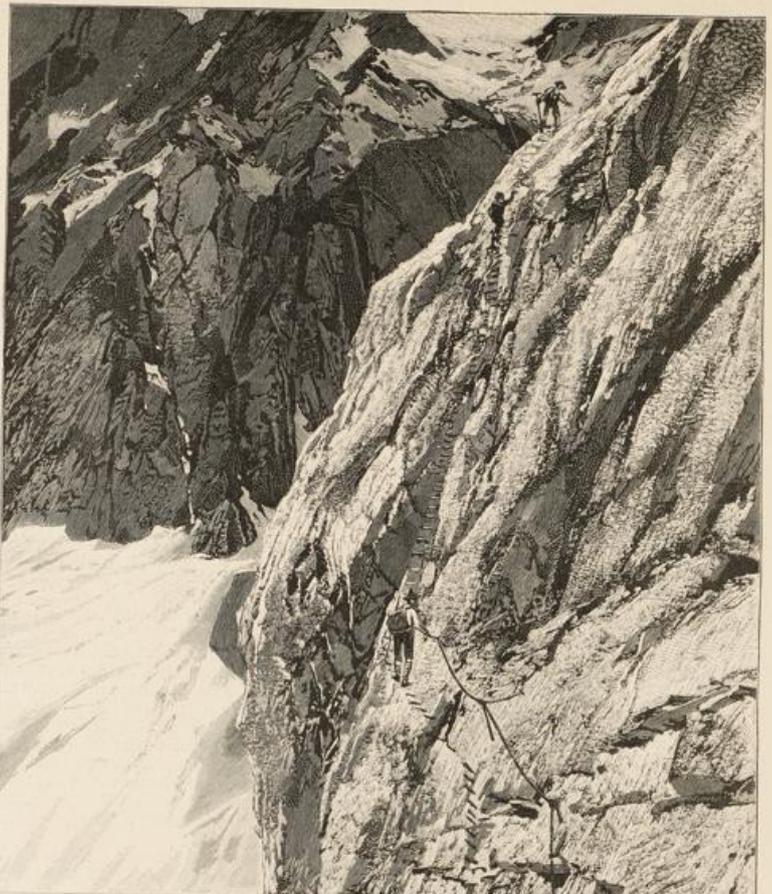
So ist das Haus, an Felsenmauern geborgen und gegen des Sturmes Gewalt durch verankerte Trahnteile geschützt, aus dem Gestein herausgewachsen. 15 Meter lang, 5,5 Meter breit und 3 und 4 Meter hoch, erhebt es sich auf dem Westgipfel des Berges und bietet in zwei Räumen Obdach für 22 Schlüter und mindestens ebensoviel gute, meist „trübsalreiche“ Sitzplätze für durstige und hungernde und fröhliche Seelen. Für eine spätere Vergrößerung des Hauses ist Vorkehrung getroffen und ein freier Platz an seiner Westseite für eine meteorologische Station abgeteilt. Das ganze Unternehmen kostet einschließlich einer Begegnung von der Sandreihe über den Grat bis zur Spitze 47000 Mark. Etwa 8000 Mark wurden durch freiwillige Spenden und dergleichen gedeckt, der Rest durch vierprozentige Anleiheemissionen angebracht.

Mühsig ist es in diesem behaglichen Unterhüttenhaus, wenn rauhe Stürme gegen die Felswände schlagen und im das Haus heulen. Dann tritt von der Wand, die sinnige Gebirgsformen schmälern, eine „glockenartige“ Uhr mit buntemaltem Holzstiftblatt, im Dien prallt ein Holzblock nach dem andern in wabernder Vöbe auf, die Erbsenpflanze dampft — hoch das will ich anders erzählen!

Als am 19. September, da die Berge ihre schöne Regenlauge tragen, die sie in diesem Sommer höchstens einmal von einem Uhr aus andre rüsten, flatterten die Weiderrahmen auf dem Zugspitzgipfel im kalten Winde, über der Thür des Münchenerhauses reichelte Sommergrün mit Godelweizen, und demnen klungen Weiderrahmen und später Laub über Laub und Laub auf Laub, und so voll soll's geweint sein beim letzten Nichtschmanns da oben, daß sie nicht einmal einen richtigen „Gehampfen“ haben tanzen können.

„Das ist nichts für uns“, sagte der Regenpfeifer, „wir wollen warten.“ Und siehe, am nächsten Sonntagmorgen flatterten die letzten Weiderrahmen schon vor der feighaft lachenden Sonne davon, als wir über lauge Weiderrahmen von Garmisch her nach Hammerbach wanderten.

Es ist zu bemerken, daß der Regenpfeifer ein fast hochsignaler, grauhaariger, zäher, fröhlicher Schwabenkumpen ist, den man im Munde der Thalschleicher ob seines ästhetisch wertmündigen Todelns so benannte. Außerdem ist sein Lieblingslied: „Seht, wie so ich den Himmel sich überzieht.“ Der hierauf regelmäßig folgende Jodler wird nicht von innen heraus, sondern von außen nach innen geäußert. Das giebt ein gar eignes Geistes, und man nennt diesen Jodler den Montanjodler, im Gegensatz zum Jodler der Thalschleicher, der sich am besten mit dem langvollen Worte: „Gellalob“ phonetisch ausdrücken läßt. Die übrigen Wandergewissen sind schnell hergezählt und



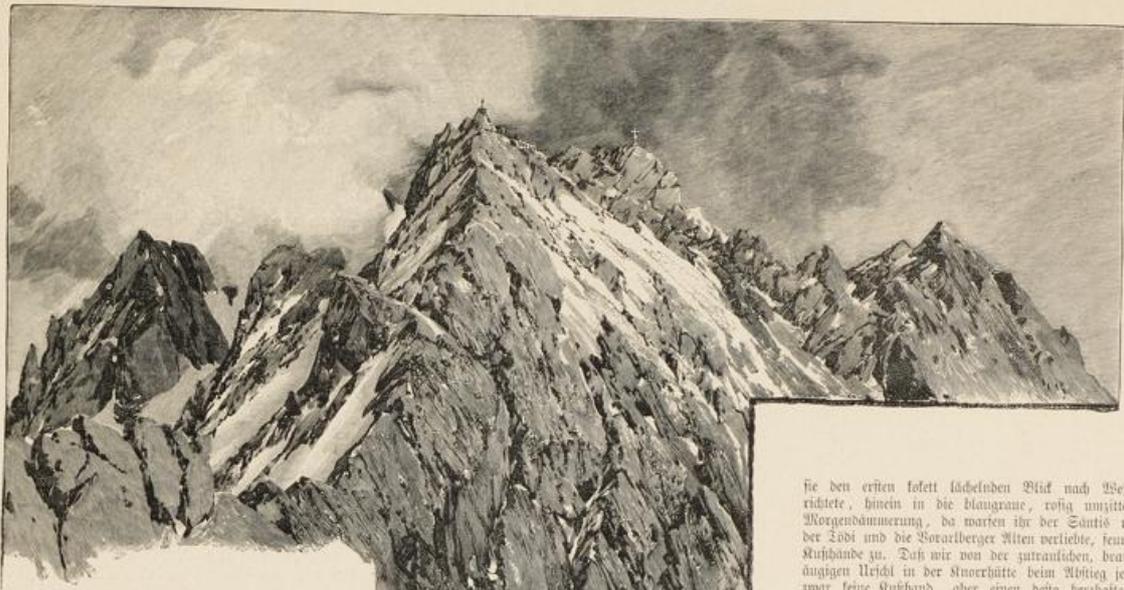
charakterisiert. Das Rentier, dem kein Bergwasser zu verlockend und kein Ausblick zu verlockend ist, als daß es nicht im Windgalopp daran vorüberjohle — der kleine oder schwerhörige Tapir, der seinen Bergstock scheinbar nur dazu mitnimmt, ihn im Kamin auf die Nachzügigen herabfallen zu lassen, und der rollenden Gestein immer dann getreulich assistiert, wenn es einen andern eben auf die Rote schlägt, — und der Gletscherfloh, der sich dieser schlüchternen Geyronna vermisst.

Von der Wanderung dieser vier durchs Höllethal ist nur zu berichten, daß sie alldort einen hundertfachen Abstieg erlebten. War da ein lustiger Scholter, der in der Hütte durchs Kellerloch und dem guten Martele auf den Kopf fiel, das eben da unten eine Mose abzapfen wollte. Ist aber zu vermeiden, daß seinem Kopfe ein Schaden geschah, nur der Mästrang ging in Scherben.

Wohl warnte uns das kleine, liebe Ding, dem eine blaue Schmutz nach endlicher Heimfahrt im Gletscher war, so spät noch anzusteigen. Aber wir waren voll guter Zurecht und gingen mittags um 1 Uhr, übers „Brett“ hinweg, rüstig in die fahlen Steigen hinein. Gemächlich schlängelten wir uns später über den Höllethalener gegen den drohenden Grat an, aber da wir noch weiter an seinen Wänden arbeiteten, lenkte Frau Sonne hinter ihnen schon die glutenprähende Fackel. So war der westliche Feuerhauer unsern Augen verborgen; nur kein östlicher Widerschein klappte mit dem hereinintendenden Dämmern, dem er halb still unterlag. Das war zu früh für uns. Die Schneespuren verblähten, die wenigen Eichen gingen grau in grau verloren. Da war's, als hätte eine Hand oben ein Trahnteil abgehoben gegen den noch schwach nachzitternden Himmelsglanz. Wir blickten genauer hinauf: ja, dort mußte der rechte Weg sein. Aber als der Gletscherfloh sich hinaufgearbeitet, hatte ihn vom schmalen Grat, der gerade breit genug ist,



Aufstieg vom Höllethalener auf die Zugspitze.
Originalzeichnung von R. Jeno Dierker.



das Nabel zu tragen, ein kleines Schild entgegen, das er mühsam im Dämmerlicht entzifferte: „Vorwärts! Vorwärts!“ . . . Schroff fielen die Gratwände ab ins weite, unendlich weite Thal, in dem schon Lichtchen flirren bis in den Fersensack hinein.

Am, schließlich haben wir uns über Schnee und Geröll und Gestein doch hinaufgewunden auf den Gipfel, wo das Kreuz sich dunkel erhob. Da standen wir in dem besten Abendhimmeln, und ringsum schloßen alle die vortheuersten Nierenfinder einen tiefen Schlaf mit großen, ruhigen Nieszügen. Unten, über dem Höllethal her, blitzte aus dem Werdenstaler Lande hie und da ein schlammiges Licht — weißin kein Laut, nur die fahlen Alpengänge der Berge an unsern Wangen. Da erhoben wir ruhende Stimmen — das Rentier und der Tapir und der Regenpfeifer und der Gletscherfloh —, daß es lange nachhallte in den Felswänden. Bis endlich nach länger, länger Viertelstunde ferber ein Lichtlein aus dem Dunkel der Höhen aufstaupte und sich wandelnd bewegte, bis weit drüben plötzlich Fackelchein aufblühte, der das nun sichtbare Haus auf dem Berggipfel wie ein weißschimmerndes Nischen erhellte. Darzwischen hielten tröstliche Signalhörner, und helles Rauschen klang herüber zum Kreuz, unter dem der rabenschwarze Michael Tenag aus Partensfrähen bald keine Katene ins Dunkel hob: „Jetzt laßt's erst nur anstehen!“

Das war eine Freude, als wir drüben frohe Klumpen fanden im warmen Gemach und „gerienig“ dahligen Luft von allen möglichen guten Sachen — und siehe, da waren wir wieder bei der bekagten dampfenden Erdsuppe, Naxos und Schwaben, Sachsen und Westfalen, Mecklenburger und Hälzer, rühten wir dicht in die Runde und stießen an mit zwei bleichen Gesichtern und einem dunkeläugigen Natter auf Heimar und Jugend und auf den alten, wackern Regenpfeifer, der sie sich im weißen Haar bewahrt hat, und auf den Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein und seine Sektion Ränder, die uns das gastliche Dach gewölbt, Oerchenland und Italien hatten sich längst in der „Bel-Étage“ langgestreckt, ihre schwermütigen Lieder verträumend, da unsre Ohnzeln und Weisen noch zur Klumpen des schwarzen Nebels klangen. Aber der gute Martin Bierpriegel hob endlich den Hut vorlegen aus den Locken und gestand schämig ein, daß eben die letzte Platte an der Reihe sei.

Es war lange unruhig im Schlafrum, und als der Karl als letzter seinen Alimung in die obere Etage gemacht hatte, tappten Mecklenburg und die Pals noch erliche Male abwechselnd mit schweren Schritten hinaus an die frische Schneeluft.

Frau Sonne, die am Abend nicht auf uns hatte warten können, stieg am andern Morgen mit ruhender Buntlichter aus ihrem fernen Felsenbette, und wie

sie den ersten fastt lächelnden Blick nach Westen richtete, hinein in die blaugraue, rosig umzitterte Morgendämmerung, da warren ihr der Santsis und der Lodi und die Vorarlberger Alen verlebte, feurige Aufhänge zu. Daß wir von der guttaulichen, braunäugigen Urdi in der Anorhütte beim Alstieg jeder zwar keine Aufhänge, aber einen deins herzhalteten Aufhänge zum guten Gedanken mitnehmen durften, sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt. . . . Ob wohl der Regenpfeifer seinen lieben Obergepöns einen gleich vollständigen Bericht geteilt haben mag? —

Seitdem hat es da oben ehlichen Reuehnee zum allen hinugegeben, und bald werden Winterfurnububen vom Es zum Berggipfel Schneeballweeren spielen. Aber wenn der Feiz wieder kein goldenes Vaden in die Ferner ruft, und wenn die junge Sommermorgensonne wieder mit den alten Schweizerherren Isaltiert, dann verlangen wir am Telefon in der „Münster Stadt“: „Bitte, Ränderhaus auf der „Zugspitze“ und es wird uns herunterhallen: „Im Thal leidet Nebel — hier oben alles klar! Rimm's außer! Hochachtungsvoll
Martin Bierpriegel.“

M. Z. D.

Links oben das österröische Schneefar, rechts unten Plattschneefar und Kahlweg über die „Grotz Reiz“.



Die beiden Zugspitzgipfel mit Haus und Kreuz von Südwesten (Schneefarnertopf).

Originalzeichnung von R. Jens Tietze.

Eine Künstlerfabrik nach Halb-Asien.

Humoristische Erzählung

von

Kurt Eckberg.

(Schluß.)

Meerino hand noch immer da wie ein ägyptisches Götzenbild. Die Hände über dem Magen vereint, darin das rote Notenheft, den Kopf geneigt, Jörn und Mißbilligung zwischen den Brauen. So stand er regungslos.

Cohn legte die Hände an den Mund: „Weiter! weiter!“ denn das Publikum wurde unruhig.

Und merkwürdig, Meerino sang, obwohl die Wagen schleppend abermals ihre Fensterpromenade machten und drohend wiederum vorüberzogen. Er begann das Lied noch einmal und zwar mit einer gewissen triumphierenden Freude.

In der Mitte des ersten Verses — ich kann nicht leugnen, daß sich mein Interesse gleich dem der meisten Zuhörer auf den Vorgang draußen richtete — wurde das Geräusch des Wagenrollens durch heftigen Lärm, der in Geschrei ausartete, überhört. Gerade vor den Fenstern der Konzerthalle spielte sich ein bewegtes Schauspiel ab. Levisons „Leute“ hatten an dem törenden Eingriff in ihren billigen „Kunstgenuss mit Butterkneten“ argen Anstoß genommen. Dringend hatten sie vom Wirt vollen Genuss ihrer Rechte verlangt und schließlich mehrere Delegierte hinausgeschickt, die sich den Cohnschen Koffelkisten entgegenwerfen und die Pferde anspannen sollten.

Aber auch in den Brüder Cohn regte sich ein Tropfen Malfabderblut.

Sie schwingen ihre Peitschen, ließen sie über den Köpfen der Reiter pfeifen und erhoben ein lautes Kriegesgeschrei. Die Postpferde setzten sich in Trab. Levison erschien, zeternde, gestikulierende und hielt sich in sicherer Entfernung.

Und noch immer sang Meerino.

Als Cohn die ihm widerwärtige Stimme Levisons hörte, trieb es auch ihn in den Kampf der Wagen und des Gedränges.

„Ausspannen!“ rief Levison wütend von seiner Haustür aus.

„Zufahren!“ schrie Cohn mit wilder Freude.

„So reißt doch die Pferde los vom Wagen!“ zeterte Levison.

„So fährt doch die Leute über'n Haufen!“ pfiff Cohn.

„Die Strafe ist nicht da für solche Nichtswürdigkeiten!“

„Hier kann fahren, wer will! Haben Sie bezahlt für die Musik?“

„Alle haben sie bezahlt!“

„Aber nicht mir!“

„Aber mir!“

Dazu das Rassel und die lebhaft Menge und Meerino, der wie eine aufgelegene Orgelkiste sein Meer unerschütterter herunterfuhr . . .

Ich sah, wie aus den angrenzenden Häusern die Bewohner herbeieilten und Partei ergriffen. Die Cohn! die Levison! Es war ein Straßentrawall, der feinesgleichen suchte.

Auch von unserm Publikum verließ schon ein Teil seine Plätze, um draußen handelnd oder scheltend mitzuwirken. An eine Fortsetzung der Musik war jetzt gar nicht zu denken. Polizei schien in Kempen ein unbekanntes Rettungsmittel.

Trotz dieser außergewöhnlichen Verhältnisse erlummte sich die Goldstein plötzlich ihrer Nichte.

„Glasphora! Wo ist die Glasphora! Gott du Gerechter, ich hab's geahnt —“

Auf einmal stand Cohn wieder neben ihr.

„Was schreien Sie denn so?“

„Sie ist weg! Und ich hab' beim Rechtsanwalt den Wert vom Kontrakt mit dem Levison schätzen lassen auf vierzigtausend Mark. Macht fünfzig Mark Spesen. Und nu ist sie weg. Schaffen Sie sie! Schaffen Sie sie!“

Isidor rannte hinaus.

In den allgemeinen Tumult hinein brach ein Mädchen, das wie eine Zerkümmerte daherfuhr. Ihre Flügel waren nackt, ihre Haare flogen. Aus Leibeskräften schrie sie:

„Wo ist die Goldstein? Ich muß zur Frau Goldstein!“

In ihrer Rechten flatterte ein gelbliches Papier in Quartformat.

„Was? Ein offenes Telegramm?“ schrie Levison, dem Sachkenntnis und Instinkt sein verlorenes Auge erlegten.

„Zeigen Sie her, zeigen Sie her!“ forderte Cohn, indem er durch die Menge feuerte. Beide stürzten im Wettlauf auf das Mädchen los, welches das Volk sogleich umflutete.

„Es ist passiert ein großes Unglück!“ schrie die von innerem Entsetzen Gebehte den Zubringlichen entgegen und stieß, das Telegramm in der Notwehr zusammenballend, so daß sie's mit der Linken zu schütten vermochte, sich mit der Rechten einen Weg nach dem Eingang der Konzerthalle.

„Ist sie drin, noch drin, die Frau Goldstein?“ Wer dachte noch an die Wagen, deren Lenker jetzt mit der Menge hinter dem Mädchen gedrängelt! Wie eine Katze fuhr das Mädchen, den Jettel wieder über dem Haupte schwingend, in die Konzerthalle ein.

„Wo ist die Frau Goldstein? Es ist passiert ein großes Unglück!“

So gelangte sie unter die Lampen.

Die Goldstein fuhr mit der Hand nach dem Herzen.

„Hat sie mir etwa gestohlen meine Brillantbroche?“ Sie meinte Glasphora.

Das Mädchen hörte nichts.

„Hier! hier! Ein großes Unglück!“

Die Betroffene stand schon vor den Lampen.

„Nehmen Sie doch!“

Mühsam faßte sie das ihr entgegengestreckte Telegramm.

Meerino hatte schon vorhin im vorletzten Takte abgebrochen. Die letzten Schmerzenschläger des thronenbergstieten Jünglings ließ er ungelungen. Er begab sich zur Spaz und sicherte ihr etwas Längeres ins Ohr. Späudern war erst erstickt; dann sicherte auch sie und raffte mit ihm die Noten zusammen.

Das Publikum hatte sich erhoben, verschoben, in Gruppen gehockert. Alle starrten schen, gespannt nach der vom Glück begünstigten Frau Goldstein, die jetzt auf offener Bühne vor einer Unglücksbortchaft stand. Was konnte es sein? . . . Die Goldstein hatte mit zitternder Hand den Zwicker auf die Nase geklemmt und hob und wendete nun die geglättete blaue Schrift, die ihr wohl vor den Augen tanzte, ins rechte Lampenlicht.

Es war ein unheimlicher Augenblick! Sie hielt — sie starrt — sie wird bleich, bleich wie die Malfamand hinter ihr.

„Glasphora . . .“ stöhnt sie — „der Levison —“ die Stimme bricht ihr, sie ringt nach Atem.

„Wasser! Wasser!“ schreit Cohn in nächster Nähe. „Wasser! Sie stirbt!“ Niemand folgt dem Rufe.

Und sie stirbt nicht. Vielmehr richtet sie sich mit der Kraft energischen Willens zur vollen Höhe auf. Und das Telegramm in gestrecktem Arm von sich haltend schreit sie den Inhalt den Menschen zu, die mit weit aufgerissenen Augen vor ihr warten, bangen, fürchten:

„Joel und Levison sind pleite!“

Sie schreit es gellend, wie den letzten Schmerzenschrei, den eine menschliche Brust hervorbringt.

Und nun bricht sie zusammen.

Ich eile hinzu.

„Glasphora!“ stammelt die halb Betäubte.

Mein fragender Blick trifft Cohn, der erschrocken mit seinem roten Kopf über den Lampen auf-taucht.

„Die kommt nie wieder!“ grinst er. „Aber den Levison, den werde ich holen.“

Ich schickte das Dienstmädchen der Goldstein nach dem Wagen, nach Wasser, nach Cognac, nach Eau de Cologne . . . Und niemand da, mir beizustehen! Die Spaz weg, Meerino weg! Cohn wogt mit dem Menschentromm, taub auf dem Ohr der Nächstenliebe, hinaus.

Das drängt und schiebt und löst und schreit sich zu und flutet und ist außer sich. Jeder hat einen Verlust zu beklagen; wenn's auch gering ist, jeder ist mit getroffen. Wie ein Echo tönt der ver-

hallte Mageruf der Goldstein durch die Straßen; ein trauriger Kanon, sich stets erneuend und wiederholend:

„Joel und Levison sind pleite!“

Levison hört es und stürzt sich unter die Menge.

„Das ist nicht wahr!“ schreit er. „Wer das gesagt hat, der hat gelogen! Der Joel hat gestern sogar gemacht einen großen Rabbes an der Börse . . .“

Man glaubte ihm nicht. Wem darf man glauben? Der Verständige, Vorsichtige weiß; nur das Schlimme ist wahr. In Kempen ist jeder verständlich und vorsichtig. Man hat das Telegramm gesehen! Man hat es die Goldstein rufen hören! Man hat sie ohnmächtig werden sehen; folglich ist es wahr.

Es war eine schauerliche Viertelstunde. Der erleuchtete öde Saal, — die verlassen Bühne, bestrahlt von den Venblammen, — die farblose Frau in totenähnlicher Bewußtlosigkeit, — ich im Gesellschaftskleide neben ihr als einsige Hilfe.

Ich hatte ihr das Oberkleid geöffnet und rieb ihr die Hände.

Endlich regte sie sich. Einmal schlug sie die Augen auf. Sehr möglich, daß sie trotzdem nichts sah.

„Glasphora,“ murmelte sie kaum verständlich,

„wo mich gebracht hat der Levison um alles, was ich habe, — magst du heiraten — den Stenszewicz.“ Ein Seufzer der Schwäche. Wieder überkam sie eine Ohnmacht.

Nur Glasphora zu verdammten?

Endlich kam das Dienstmädchen mit dem Nieselsalz und dem Cognac zurück. Sie hielt ihr das Flüsschen unter die Nase, während ich sie in Cognac förmlich badete und ihr reichlich über die Lippen goß.

Jetzt kam sie zu sich. Sie atmete, atmete tiefer; Farbe trat in ihr Gesicht. Nach einer Weile richtete sie sich auf. Sie blinnte mit großen Augen im leeren Saale umher.

„Der Levison ist ein Schuft! Ein Schuft ist der Levison!“ Sie ballte die Faust. „Die Glasphora kriegt er nicht!“

Und plötzlich brach sie in Thränen aus.

Ich tröstete sie, so gut es ging, und brachte sie in ihren Wagen. Dann warf ich mein Spitzentuch über den Kopf und eilte, mein Kleid auf der menschenleeren Straße so hoch schürzend, als es für meinen Schritt bequemer war, mit den traurigen Eindringen nach dem Hotel.

XII.

Wie fand ich Meerino und die Spaz? — Im Sofa sitzend, wieder vor einer glänzenden Sekt, kreuzfidel, als wäre die ganze letzte Stunde eine Zeitschwamme voll Bönne gemessen.

„Mein Gott,“ rief ich, „das war ja entsetzlich!“

Meerino schmunzelte.

„Na, Bogemännchen, gefiel Ihnen seine Revanche nicht?“ fragte die Spaz.

„Welche Revanche?“

„Nun, der Spaz mit dem Telegramm!“

„Spa—a—ah . . .“ Mir stand der Verstand still.

Beide sahen sich an und lachten.

„Das Telegramm trug keine Unterschrift. Es war bestellte Ware. Proßt!“ Er trank sein Glas lachend aus.

Wir fiel's wie Schuppen von den Augen.

„Voll? . . .“ stammelte ich.

„Natürlich Voll. Woja hat man denn einen guten Freund? Das nennt man prompt und verständnisinnig.“

„Aber Meerino!“

„Schodschwerrot, proßt!“

„Sie haben sich schwer veründigt!“

„Ich entzündige mich wieder.“

In mir gärte ein edler Jörn. Die öde Bühne mit der adzenden Frau stand noch so lebhaft vor meinen Augen. Wenn auch der Streich mit dem Telegramm als toller, durch die Vorgänge entschuldbarer Leichtsinns aufgefaßt werden konnte, so erschien mir doch die Stimmung des fideles Pärchens angehts der allgemeinen jammervollen Verfürgung in Kempen als frasse Herzlosigkeit.

„Schämen Sie sich!“ rief ich empört, und ich fühlte, wie mir Rippen und Kniee bebten; aber die

Stimme kam mir volltönend aus der Tiefe der bewegten Brust, und die Worte brachen unerbittlich von meiner Zunge. „Schämen Sie sich! Das ist kein Scherz mehr; das ist eine Niedertracht! Sie sitzen hier und trinken und lachen, und um Sie herum quellen Tränen, die Sie grundlos veranlaßt haben! Ein Mensch hat Sie gereizt, und Ihre boshafte Mache fällt auf viele! Pfui! Schämen Sie sich!“ Ich glaubte ihn in den Boden zu schmettern, allein er blieb vergnüglich.

„Und jetzt gehe ich hin,“ sagte ich entschlossen, „und schreie in den Straßen aus, daß das Telegramm eine Lüge war!“

„Warten Sie doch erst Nummer zwei ab, ehe Sie mich in die Nesseln setzen,“ rief er aufspringend und mir den Weg vertretend. „Es wird ja nicht mehr lange dauern!“

„Bitte, lassen Sie mich gehen,“ sagte ich finster, „ich kann das traurige Kufen brauchen nicht mehr ertragen.“

„Mein Gott, dieser Eigensinn! Wo steckt denn Ihr Begriffsvermögen! Ich selbst habe ja den telegraphischen Widerruf aufs Papier gesetzt. Er muß jeden Augenblick kommen. Denken Sie, ich werde mich selber in die Patzche legen? Ausrenten hat nur Wig, wenn man's Gireuten versteht. Ich sagte ja heut' mittag, daß ich nicht singen wollte. Ich habe mich schredlich geärgert, daß ich dem alten Ness noch das ganze Meer habe vorführen müssen.“

„Sie hätte den Tod haben können.“

„Sie ist aber noch lebendig?“ fuhr die Spag erschreckt auf.

„Gott sei Dank!“

„Ein volles Glas der Samariterin!“ rief Meccerino und schwang seinen Steth. „Daran haben Sie eigentlich den Krankenbesuch bei der Dicken übernommen? Dazu ist doch die — na, wie heißt sie —“

„Glasphyra,“ half Späghen ein.

„Die Glasphyra da.“

Cohn erschien mit einer zweiten Flasche Champagner. Er hatte die letzte Worte gehört.

„Die Glasphyra,“ schmunzelte er, „sitzt auf der Bahn. In drei Stunden ist sie in Gentschou; dort wird sie morgen der Nabbiner trauen mit dem Stensencwic.“

„Gi gar!“ rief die Spag und ließ den Mund offen stehen.

„Sie wird 'ne gute Frau werden und vielleicht noch 'ne große Sängerin. Hier hält' sie die Goldstein mit der Zeit doch unter die Erde gebracht. Und wenn sie den Levison genommen hätte — über kurz oder lang wär' sie davongelaufen. Was werd' ich nicht kennen die Glasphyra!“

„Und hinter alledem haben Sie gesteckt! Na, prof, Fibor.“

Cohn streckte alle zehn Finger von sich.

„Was werd' ich meine Hände stecken in solche Geschichten? Was kommen soll, das kommt von selber.“

Meccerino sah Späghen an.

„Was meinen Sie, kleines Ungeheuer, jetzt wär' wohl der rechte Moment?“

„Sie nicht.“

„Verlobt!“ riefen sie wie mit einer Stimme.

„Sie fielen sich wie auf Kommando in die Arme und küßten sich. Und nun sieh' mir auf: der Rosenbusch von der Spag war schon ganz zerkaufsch. So etwas kommt nur vom Klaffen.“

„Nichtig verlobt!“ rief die Spag jubelierend. „Wir gratulieren hocherfreut. Und Meccerino citierte:“

„Liebe, Liebe ist mich nötig! . . . Na, Fibor, wann machen Sie denn Ernst? Noch keine Schöne gefunden?“

„Wissen Sie, Meccerino, wenn ich eine gemocht hätte — hätte, sag' ich —, dann wär' nur die Glasphyra gewesen. Und die . . . Aber was bin ich gewesen für 'n kluger Mann, daß ich meine Kapitalien gekündigt habe dem Joel und hab' sie fürzlich angelegt sicher und gut auf der Reichsbank —“

„Die Rechnung, Fibor.“

„Was, wollen Sie nicht bleiben über Nacht?“

„Hier in dem vernünftigen Nest?“ fuhr Meccerino auf. „Da miß' ich ja Tinte getrunken haben!“

„Aber die Konjunkturalhypothese . . .“

„Keinen Pfennig will ich davon. Denken Sie, ich nehme Geld, wenn ich nicht gefungen habe? — Und Sie? — Und Sie?“ Er sah uns nacheinander an, und wir lehnten selbstverständlich ab.

„Volle wird ihn sicherlich entschädigen,“ flüsterte die Spag überzeugt. Ich hatte das Gefühl, als beabsichtigten beide, ihre Ehe auf Volle zu gründen. Cohn brachte die Rechnung.

Der selbstlose Mann hatte alles, aber auch alles angekreidet, sogar die Guirlande für den Flügel und das Del, womit er „auf neu“ poliert worden war.

Meccerino zahlte wie ein Fürst. „Den Wagen!“ befahl er dann.

„Noch einen Augenblick; er muß gleich zurückkommen von der Bahn; er hat auf Schnabel gewartet. Die Chaise ist für Sie dreie zu eig. . . Beehren Sie uns bald wieder. Vielleicht, daß Sie dann schon logieren können beim Levison im Hotel mit 'm Berliner Comfort. . .“ Er blinzelte uns verschmitzt und mit boshafter Verriedung an. „Was meinen Sie wohl, — mit welchen Gefühlen der Levison heut' abend sein eines Auge zumachen wird?“ Und auf seinem Gesicht stand geschrieen: Ich hab's ihm eingetränkt.

Jetzt wurde es in Nempen abermals lebendig. Fernes Kufen, das sich näherte; freudiger Jubel! Die Fenster flogen auf. Man fragte, man schrie, man horchte. Man stürzte auf die Straße, man schrie es weiter. Wie ein Freudenfeuer zog's durch die Straßen der Stadt.

„Joel-Levison nicht pleite! Geschäft blüht!“

„Volle Nummer zwei,“ sagte Meccerino trocken und sah mich triumphierend an. „Sind Sie nun zufrieden? Nun hinterlasse ich sogar noch eine allgemeine Freude.“

Ich schwieg. Unfre Sinnesarten waren himmelweit verschieden.

Der Wagen kam; es war neun Uhr. Auf dem Poß sah Schnabel.

Aber im Fond sah auch noch jemand: Volle — wahrhaftig!

„Schodschwernot, da bin ich!“ seufzte er, während er aus dem Wagenstieg sprang. Er hatte einen lichtbraunen, seidengefütterten Paletot an, einen Galänder auf, Rockfittel an und machte einen so überwältigend feinen Eindruck, daß Cohn aus den Empfangskomplimenten gar nicht herauskam.

Meccerino fragte.

„Volle, du! Na straf mich.“

„Fidor,“ sagte Volle, „fragen Sie mal bei der Goldstein, ob sie 'ne antike Kommode hat, oder 'nen Teppich, oder sonst was. Ich will kaufen.“

Cohn flog.

„Ich wollte ihn nur weg haben,“ flüsterte Volle.

„Schodschwernot, was sollen denn die Telegramme heißen? Es kam da noch ein Freund von mir, der mittelalte, ein Rechtsanwalt — Schlürer heißt der Mann, wenn Sie's interessiert —, der meinte, wie er die Sache anfähe, könntest du dich damit ordentlich in die Nesseln setzen, Meccerino: Klage und Kuegeld und was nicht alles. Schodschwernot, — das zweite Telegramm war eben aufgegeben — na, was half's, wie die Sache lag, — ich ließ die andern sitzen und schob los. Und hier, Meccerino — besser vorher als nachher — hier ist ein Köffel Honig für Nempen, den tränkelt man in den aufgeloßerten Ameisenhaufen.“

Damit drückte er ihm sein Portefeuille in die Hand.

„Du machst wohl Unfuss —“ sagte Meccerino mit einem beschwerenen Jögern, welches verriet, daß er seiner Sache sehr gewiß war.

„Schodschwernot, was werd' ich Unfuss machen? Wogu wär' ich denn gekommen?“

„Das kann ich aber wirklich nicht verlangen.“

„Nur nicht so viele Redensarten; es ist ja mein einzigstes Vergnügen.“

Cohn kam. Der Goldstein ging es wieder vollkommen gut. Sie verwünschte Glasphyra, sie schimpfte auf Stensencwic.

Volle kaufte drei Teppiche, und Meccerino überreichte Fibor noch stiller Rückfrage aus Volles Portefeuille ein kleines Sämergensgeld für das vernünftige Konzert. Für den Fall, daß es irgend ein Vergernis geben sollte, unterdrücken Sie's, lieber Fibor,“ hörte ich ihn murmeln.

Die Rückfahrt den weichen Landweg entlang war sehr erquickend; unser Zug ging erit um zehn Uhr. Die Sterne blinkten über uns, die Umrisse der Bäume und Hüden verschwammen in silberner Dämmerung.

Volle wiegte sich neben mir im Fond, denn die Spag fuhr ihrem Meccerino zu Gefallen rückwärts. Sie sahen dicht aneinandergeschmiegt. Ich überließ mich meinen Gedanken . . .

Volle erzählte von seinem Diner bei Hansen. Glasphyras Jüge tauchten vor mir auf, schön und glückverklärt!

Bilder vom Berliner Zentralviehhof.

Von Fr. Hood.

(Siehe die Abbildungen Seite 116 und 117.)

Bei der raschen Zunahme der Bevölkerung Berlins und der beständigen Steigerung ihres Wohlstandes bildet die Fleischversorgung der Millionenstadt eine der schwierigsten Aufgaben der Gemeindeverwaltung. Zwar gestattete schon der im Jahre 1867 von einer Privatgesellschaft begründete und politisch konfessionierte „Mietviehhof“ eine genügende Ueberwachung des Viehhandels; für die Einführung des Schlachtwagens auf Grund des Gesetzes vom 3. Dezember 1877 erwies sich jedoch diese Anlage als unzureichend, so daß sich die Stadtgemeinde bei dem allgemeinen Interesse für öffentliche Gesundheitspflege sehr bald veranlaßt sah, einen eignen Vieh- und Schlachthof zu begründen, der möglichst allen an ein solches Anstaltswesen gestellten Anforderungen genügen sollte. Sie fand zu dem benachbarten Vorortgemeinde Lübtberg ein etwa 39 Hektar großes Terrain, auf dem am 3. Dezember 1877 der Grundstein zu dem heutigen Zentralviehhof gelegt wurde. Die unter Leitung der Bauärzte Mantelstein und Vandamme ausgeführten Bau-Anlagen wurden am 1. März 1881 dem Betrieb übergeben, seitdem aber wiederholt bedeutend erweitert, so daß sie gegenwärtig ein Terrain von nahezu 48 Hektar umfassen; die Baukosten belaufen sich auf etwa 15 Millionen Mark.

Die Lage des Terrains unmittelbar an der Ringbahn, die den direkten Anschluß aller in Berlin einmündenden Bahnen an den Viehmarkt gestattet, ist eine außerordentlich günstige. In das enge Netz der sich hier freuzenden Eisenbahnsteige sehen wir langgestreckte Perrons oder Auslade-rampen eingehoben, die die ankommenden Tiere sich zur Verteilung in die einzelnen Ställe aufnehmen. Auf besonderen Zweiggleisen erfolgt die Reinigung und Desinfektion der entlassenen Tiere vor Wiederholts bedeutend erweiterten, so daß sie gegenwärtig ein Terrain von nahezu 48 Hektar umfassen; die Baukosten belaufen sich auf etwa 15 Millionen Mark.

Die Lage des Terrains unmittelbar an der Ringbahn, die den direkten Anschluß aller in Berlin einmündenden Bahnen an den Viehmarkt gestattet, ist eine außerordentlich günstige. In das enge Netz der sich hier freuzenden Eisenbahnsteige sehen wir langgestreckte Perrons oder Auslade-rampen eingehoben, die die ankommenden Tiere sich zur Verteilung in die einzelnen Ställe aufnehmen. Auf besonderen Zweiggleisen erfolgt die Reinigung und Desinfektion der entlassenen Tiere vor Wiederholts bedeutend erweiterten, so daß sie gegenwärtig ein Terrain von nahezu 48 Hektar umfassen; die Baukosten belaufen sich auf etwa 15 Millionen Mark.

Viehhof und Schlachthof bilden zwei streng getrennte Gebäudekomplexe, von denen der erstere allein dem Marktverkehr, der letztere lediglich dem Schlächtereibetrieb dient. Beide Teile sind der veterinärpolizeilichen Kontrolle unterworfen, und zwar steht der Markt unter landespolizeilicher Aufsicht, während die „allgemeine Viehstube“ durch städtische Organe ausgeübt wird.

Die Untersuchung auf dem Markt geschieht vorzugsweise, um die Verbreitung feindschaftlicher Krankheiten zu verhindern; bei der engen Veräherung einiger tausend aus allen Richtungen herbeiführender und häufig wieder zum Export gelangenden Tiere kann natürlich auch eine Uebertragung von Krankheitsstoffen stattfinden. Alle einer feindschaftlichen Krankheit verdächtigen Tiere, insbesondere Kinder, die ohne „Ueprungsattest“ oder mit einer unkorrekten Verzeichnung ihres bisherigen Aufenthalts eingekauft werden, gelangen in ein besonderes Polizeischlachthaus, wo sie unter Aufsicht von Tierärzten geschlachtet und zur merklichen Reduzierung erst dann freigegeben werden, wenn das Fleisch als ungefährlich befunden wird. Vorher indessen Viehwagen aus Begenden ein, in denen notfalls die Rinderpest herrscht, so werden sie direkt nach dem „Seidenhof“ überführt, einer von dem Viehhof ganz abgeordneten, aus Stall und Schlachthaus bestehenden Anlage. Das Fleisch des hier als krankheitsverdächtig geschlachteten Viehes wird in amtlich verschlossenen Wagen zur Abdeckeri geliefert.

Den Mittelpunkt des Viehhofs bildet die „Börse“, die, von verschiedenen Wohn- und Wirtschaftsräumen abgegrenzt, einen großen Restaurationsaal und 38 Kaffeezimmer enthält, die man als die Verkehrszentren des Berliner Viehhandels bezeichnen könnte. Hier spielt sich ein interessantes, bewegtes Schauspiel ab. Mehr als tausend Viehhändler, Schlächter, Exporteure, Makler sehen sich im großen Bierensaal versammelt, wo sie bei reichlichem Genuß geistiger Getränke unter Heischen und Streiten, bisweilen auch unter lebhafter Heiterkeit, ihre Geschäfte abschließen oder auch den abgeschlossenen Handel durch ein lothames Maß feiern. Alle Tische sind eng besetzt, die Gänge von stehenden Gruppen

schon fertig, so hat er die Arbeit mit der Hilfe eines
 Hens zu beenden vermocht. Dabei hat er auch die
 eine Seite des Raums mit Zementmörtel, welche die
 Zimmerdecken bilden, fertiggestellt, so dass die
 Zimmerdecken nun vollständig sind.

Die im Park gegenüber liegenden Gebäude
 bilden ein schönes Bild, das die Schönheit der
 Anlage bei der Arbeit zu veranschaulichen hilft und
 die Arbeit der Arbeiter am besten zeigt.

Die im Park gegenüber liegenden Gebäude
 bilden ein schönes Bild, das die Schönheit der
 Anlage bei der Arbeit zu veranschaulichen hilft und
 die Arbeit der Arbeiter am besten zeigt.

Die im Park gegenüber liegenden Gebäude
 bilden ein schönes Bild, das die Schönheit der
 Anlage bei der Arbeit zu veranschaulichen hilft und
 die Arbeit der Arbeiter am besten zeigt.

Die im Park gegenüber liegenden Gebäude
 bilden ein schönes Bild, das die Schönheit der
 Anlage bei der Arbeit zu veranschaulichen hilft und
 die Arbeit der Arbeiter am besten zeigt.

Die im Park gegenüber liegenden Gebäude
 bilden ein schönes Bild, das die Schönheit der
 Anlage bei der Arbeit zu veranschaulichen hilft und
 die Arbeit der Arbeiter am besten zeigt.



Im Eisenwerk.



Im Eisenwerk.



Im Park.



Im Eisenwerk.



Im Eisenwerk.



Im Eisenwerk.



Im Eisenwerk.

Bilder vom Berlin Centralviehhof.

Die im Park gegenüber liegenden Gebäude
 bilden ein schönes Bild, das die Schönheit der
 Anlage bei der Arbeit zu veranschaulichen hilft und
 die Arbeit der Arbeiter am besten zeigt.

Die im Park gegenüber liegenden Gebäude
 bilden ein schönes Bild, das die Schönheit der
 Anlage bei der Arbeit zu veranschaulichen hilft und
 die Arbeit der Arbeiter am besten zeigt.

Die im Park gegenüber liegenden Gebäude
 bilden ein schönes Bild, das die Schönheit der
 Anlage bei der Arbeit zu veranschaulichen hilft und
 die Arbeit der Arbeiter am besten zeigt.

Die im Park gegenüber liegenden Gebäude
 bilden ein schönes Bild, das die Schönheit der
 Anlage bei der Arbeit zu veranschaulichen hilft und
 die Arbeit der Arbeiter am besten zeigt.

Die im Park gegenüber liegenden Gebäude
 bilden ein schönes Bild, das die Schönheit der
 Anlage bei der Arbeit zu veranschaulichen hilft und
 die Arbeit der Arbeiter am besten zeigt.

Die im Park gegenüber liegenden Gebäude
 bilden ein schönes Bild, das die Schönheit der
 Anlage bei der Arbeit zu veranschaulichen hilft und
 die Arbeit der Arbeiter am besten zeigt.

Die mikroskopische Fleischschau wird von fünfzig Probe-
nehmen und zweihundert Fleischbeschauern, darunter etwa
neunzig Frauen und Mädchen, unter Aufsicht von vier
Vorrichtern betrieben. Sobald ein Metzger die erfolgte
Schlachachtung von Schweinen meldet, wird ein Probenehmer
zum Herausgehen der vorgeschriebenen Teile aus dem
Zwerchfell, dem Kellkopf, dem Bauch- und Zwischentrumpfen-
mästeln nach dem betreffenden Schlachthaus entsandt. Diese
Fleischstücke werden in eine mit Nummern versehene
Klebbüchse gelegt und auch die geschlachteten Schweine je
mit einer entsprechenden Nummer beschriftet. Die Büchsen
werden an die Fleischbeschauer verteilt, die hierauf von
jeder Probe sechs, von jedem Schwein also vierundzwanzig
Präparate anzufertigen und zu prüfen haben. Nach be-
endeter Untersuchung werden die todtenden Schweine mit
einem großen, anfälligen Stempel in roter Farbe gelin-
dezeichnet, während die gesund befundenen mit blauem Stempel
versehen werden.

Nicht immer ist das Fleisch der beendeten Tiere
schon für den menschlichen Genuss ungeeignet; vielmehr hat
der Tierarzt in jedem einzelnen Fall die Entscheidung zu
treffen. So konnte im letzten Jahre etwa die Hälfte der
beendeten Tiere wegen leichterer Erkrankungsformen
durch Kochen und Sterilisieren in einem besonderen Institut
des Schlachthofes zur menschlichen Nahrung geeignet ge-
macht und zu mäßigen Preisen verkauft werden; dieser
„Reinen“ Hochaufsatz hatten 1409 Rinder, 2596 Schweine,
78 Rälber und 8 Hammel überwiegen.

Nur zwei Sorten führen vom Viehhof zum Schlachthof,
die eine für den Zutrieb von Rindern, Rälbern und
Hammeln; doch werden nur die mit einer Kontrollmarke
und dem Stempel des betreffenden Schlachters versehenen
Tiere zugelassen. Dieselben werden zunächst nach den
Schlachthausabteilungen und von hier aus nach kurzer
Rast zunächst nach den Schlachtkammern oder Schlachthallen
befördert. Es giebt hier drei langgestreckte Rinder-
schlachthallen, die je zwischen zwei gleich langen Rinderhallen
liegen, so daß der Transport der Tiere keinerlei Schwierigkeit
bereitet. Jedes der Schlachthäuser wird der Länge
nach von einer großen, durch Gitterwände getheilten und zur
Aufbewahrung des Fleisches dienenden Halle durchschritten,
an die sich jederseits eine große Reihe von Schlachtkam-
mern anschließt, deren im ganzen 266 vorhanden sind.
Diese Kammern werden an Engroschlächter vermietet, die
das Fleisch in mehr oder minder großen Mengen an die
Fleisch- und Wursthändler verkaufen. Auch Hammel und
Rälber werden in diesen Kammern geschlachtet.

Wir kommen gerade rechtzeitig, im Zeuge einer „Plut-
okratie“ zu werden. Ein Metzger von herkömmlicher Gestalt
bindet ein Rind an den Hörnern, legt ihm eine Klampe
vor die Augen und zieht den Strick durch einen im Schlachtkam-
merboden befestigten Eisenring. Ein kräftiger Schlag
mit dem Beil gegen den Kopf wirft das mächtige Tier zu
Boden, worauf der Schlächter ihm die Halsader durch-
schneidet und das Blut in einer Schale auffängt. Nun
wird das Tier an den Füßen gebunden, durch eine Wunde
emporgehoben und regelrecht ausgeschlachtet, wobei ein Ge-
selle die nötige Hilfe leistet.

Als edle „Schlachthausarbeiter“ wollen wir nun auch
einem der großen Schweineschlachthäuser einen Besuch ab-
statten. Die Anordnung der Räume ist ähnlich wie in
den Schlachthäusern für Rinder, doch dient hier die große,
langgestreckte Mittelhalle als Schlachtraum, während in den
zu beiden Seiten gelegenen Kammern das Zerlegen, Sor-
tieren und Ausbilden des Fleisches erfolgt. Einige Zu-
rittsgänge führen nach den an den Längswänden der
Mittelhalle angeordneten Totschlachtbänken, die aus schmiedeei-
ernen Gürteltriebwerken gebildet sind. Hier empfangt
der Schlächter das ihm zugeführte Schwein und verlegt ihm
einen Schlag gegen den Kopf, daß es betäubt zu Boden
fällt, während ein zweiter Gehilfe das Tier aus der Wunde
zieht, um den Hals aufschneidet und das Blut auffängt.
Andere Gehilfen schaffen die getödteten Schweine mit Hilfe
von Drehschrauben in die großen Brühkessel in der Mitte
der Schlachthalle. Diese Brühkessel werden durch Schwenk-
bäume mit kaltem Wasser gespeist; zur Erhitzung desselben
dient Dampf, der von einer Zentrifugale aus abgegeben
wird. Nach gründlichem Prühen und Reinigen der Schweine
folgen die weiteren Manipulationen des Abnehmens der Borsten,
des Ausschälens, der Reinigung der Eingeweide und so
weiter, welchen Horden vortreffliche Aufhängervorrichtungen,
Schragen, Reihelampen und so weiter dienen. In unserm
Schlachthausbild haben wir allerdings nur eine ganz
schlechte Scene bei ruhigem Betrieb festhalten können, da
an großen Schlachttagen der weite Raum von Dampf und
Qualm so dicht gefüllt ist, daß man nur zwei bis drei
Meter weit zu sehen vermag. Der Leser wird sich aber
doch von dem Leben und Treiben in den Schlachthäusern
und Tierschlachthäusern eine Vorstellung machen, wenn er ver-
nimmt, daß im letzten Jahre nicht weniger als 132 499
Rinder, 627 821 Schweine, 125 369 Rälber und 379 659
Hammel geschlachtet wurden.

Auch einige industrielle Anlagen umfaßt das Schlachthof-
gebiet. Da ist zunächst die an einen Fabrikanten ver-
pachtete Albuminfabrik, in der das vom Schlachthof ge-
nommene Blut, soweit es nicht zur Wurstfabrikation
Verwendung findet, in Blutwasser (Serum) und Blutkuchen

(Placenta) getrieben wird. Aus dem Serum wird dann
das Blutalbumin gewonnen, das hauptsächlich in Kattun-
druckereien Verwendung findet, während aus dem Blut-
kuchen durch Trocknen und Mahlen ein vorzügliches Düng-
mittel hergestellt wird. Zu diesen Zwecken werden hier
jährlich etwa 2 1/2 Millionen Liter Blut nutzbar gemacht.

Ferner verdient die Laktationseier-Erzeugung, in der
namentlich bis 1500 Fentner Fette für Kunstbutter,
Seifen- und Lichtfabrikation verarbeitet werden. In
der Darmischleierei, die gleichfalls an Industrielle ver-
mietet ist, werden die Gedärme entleert, um in frischem,
gepulvertem oder getrocknetem Zustand zur Wurstfabrikation
verkauft zu werden.

An der Spitze der Verwaltung steht ein Direktor,
Cetonomierat Dausburg, dem das erforderliche Kassen- und
Bureaupersonal, acht Betriebsinspektoren, sowie eine größere
Zahl von Unterbeamten zur Seite stehen; außerdem sind
ständig an 250 Arbeiter und 600 Teiler beschäftigt. Das
Fleischschau-Kontrollamt steht unter Aufsicht eines Oberarztes
und von 24 Tierärzten verschiedener Ranges.

Im Hauptquartier des Champagners.

A. Scheinert.

Der Verbrauch des Champagners und seiner Surrogate
ist heute über den ganzen Erdball verbreitet; die Fabri-
kation von Schaumwein dauert indes noch gar nicht so weit
zurück, wie man anzunehmen geneigt sein könnte. Freilich
lesen wir schon im Vitruv, daß

„Alle imäpiger häant-
Schaumwein naturam“;

aber diese Erwähnung des kühnenden Webers dürfte, wenn
nicht lediglich freie dichterische Verwendung, auf Produkte
unserer Gärung zurückzuführen sein.

Thatsache ist, daß vor ein paar hundert Jahren reine
moissierende Weine noch so gut wie unbekannt waren, und
daß erst gegen Anfang des achtzehnten Jahrhunderts
Champagnerwein als Handelsartikel auf dem Weltmarkt
erscheint. Dort eroberte er sich dann rasch einen hervor-
ragenden Platz. Friedrich der Große und Georg II. von
England ließen sich angelegen sein, ihn in die Mode zu
bringen. Der Dichter Marmont verberückete ihn in Schzung-
halten, hochantike Luft ausatmenden Versen, und Talen-
rand nannte ihn den „vin civilisateur par excellence“.

Gegenwärtig giebt es Schaumweinsorten so ziemlich
überall, wo Weinbau im großen getrieben wird; keinem der
zahlreichen Fabrikanten aber ist es bisher gelungen, ein
Produkt zu erzielen, das im stunde wäre, mit demjenigen
der Rebgegend, durch die die Waare sich windet, freier zu
rivalisieren.

Der Reims besücht, findet dort nicht unweiger Gelegen-
heit, über den Verlauf des Prozesses sich zu informieren,
dem wir den prädicierenden Reiter verdanken.

Trotz seiner Reinen aus der Romzeit, trotz der ehe-
würdigen Kathedrale und der vorwiegend noch mittelalter-
lichen Bauart aufweisenden Häuser trägt Reims das Ge-
präge der nächstern, ruhigen Reichthumsstadt; den eifigen
erfassen Charakter eines gemein-vornehmen, träumerisch-
prächtigen Wohlstandes hat es nahezu verloren. So reich
an historischen Erinnerungen die alte Reimungsstadt ist —
von der Glanzepoche unter der Regierung des heiligen Lud-
wig bis zu den Tagen der Demütigung durch die „mandits
prussiens“ —, so innig verflochten und ihre Geschichte sind
mit den Geschichten Frankreichs, zur populären Weltberühmtheit
haben ihr doch, mehr als alles andre, ihre Weine verholfen.
Heute noch ist in der Kathedrale ein altes Bistumstiefel zu
sehen, das St. Remi, den frommen Gründer der Stadt,
darstellt, wie er das Kreuz schlägt über einem leeren Faße,
das der Legende nach sofort mit köstlichem Wein sich füllte.
Daß die Stadt schon im zwölften Jahrhundert dazu aus-
erlesen wurde, die zu Konzilien sich versammelnden Würden-
träger der Kirche in ihren Mauern zu beherbergen, mag
vielleicht auch mit der Vorzüglichkeit des dort stehenden
Rebweines im Zusammenhang gekunden haben. Wieder
und wieder wurde Reims im Mittelalter von allerlei Kriegs-
völkern belagert, erobert und geplündert, und es läßt sich
vermuten, daß die in Form von süßigen Weine dort zu
findende Beute eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf
dürftige Ritter- und Soldnerregeln ausgeübt hat.

Im sechzehnten Jahrhundert wurden die Rebgegend
um Reims von irgend einer Vorgängerin unrer geschätzten
Phylloxera so arg verunstaltet, daß die biedereren Stadtbürger
sich schließlich veranlaßt fanden, eine formelle Eingabe
an den geistlichen Oberhof zu richten. Nachdem sie
in dem Schriftstück des langen und breiten erklärt, wie diese
„bruches“ oder „eruches“ seit Jahr und Tag die Trauben-
entzückten vernichtet, gaben sie der Bitte Ausdruck, die Kirche
möchte „sich göttliche Injektion oder Tiere“ ernstlich
verwarren und ihnen beschließen, die Gegend zu verlassen. In
der That wurden dann durch Auksteuer besagte Strukturen
aufgefordert, sich innerhalb sechs Tagen von ihnen zu lösen
und nie wieder das Gebiet der Dörfer zu betreten, unter
Androhung des Anathemas für die Angehörigen. Ob der
Bannspruch die gewünschte Wirkung gehabt hat, darüber
gibt die Chronik keinen Aufschluß.

Im Mittelalter soll in der Umgebung von Reims der
belle Tropfen genossen sein; heute giebt's dort fast keine
Rebepflanzungen mehr. Zentralpunkt des Weinwuchses der
Champagne ist gegenwärtig Epernay, in Schaumweinfabri-
kation und Handel steht indes Reims immer noch obenan.
Ein wahres Valparaiso von Kellergeräten sieht sich unter
der Stadt hin, in der mehr als zwanzig Champagnerfabriken
ihre Hauptquartiere haben. Der Betrieb spielt sich zum
größten Teil unterirdisch ab.

Von den bekannten Weisfirmen haben ihren Sitz in
Reims: Gicquot, Roederer, Debiest und Bonnamy;
Moët & Chandon, Pol Roger und Perrier Jouët domi-
zieren in Epernay; Giesler und Duc de Montebello in Ay
oder Arge.

Ueber die Vorzüge dieser oder jener Marke gebe ich kein
Urteil ab; das ist Geschmackssache. Ich habe auch keine
vergleichen Beobachtungen über die verschiedenartigen Be-
handlungen des Weines angestellt, sondern nur eine einzige
Fabrik — allerdings eine der ersten — besücht und dort
von dem curriculum vitae des Champagners zwei-
fache Kenntnis genommen.

In dem Gabelstempel der Herren S. fährte man mich
in eine riesige unterirdische Halle, über hundert Schritte
lang und entsprechend hoch und breit. Eine wahre Un-
geheuer aus einer Zone nahm den Ehrenplatz im Mittel-
gange ein; etliche Hunderte von kleineren, aber immer noch
sehr respektablen Köpfen lagerten in Reihen neben-
und übereinander, parallel mit den Längswänden. Diese ins-
gesamt zwischen 20 000 und 30 000 Hektoliter fassenden
Behälter sind für die erste Unterbringung von den
Kellern kommenden Weines bestimmt.

Die Firma besitzt ausgedehnte eigene Rebgegend, aber
die Ertrage deckt bei weitem nicht den Bedarf, weshalb fast
von der Traubenlese ein paar Tausend Agenten im Lande
herumreisen und Kaufverträge mit den Weinbauern ab-
schließen.

In den Kellern wird peinlich darauf geachtet, daß weder
unreife noch überreife Beeren unter die Presse kommen. Es
findet eine minutiös sorgfältige Auslese statt, und die Reben
des Rohmaterials sind insoweit, besonders in ungünstigen
Weinlagen, sehr hohe. Im Jahre 1887 zum Beispiel kam
der aus den besseren Lagen kommende, frisch ausgepreßte
Most auf 5,50 Franken per Liter zu stehen. Einige Tage,
bis der größte Saft sich niedergeschlagen hat, bleibt der
Most in isolierten Eichenstößen; dann wird er in neue
Fässer abgelaufen, die erst nach Verlauf von acht bis zehn
Tagen, also um Weischnachten, ihren Inhalt an die Lager-
fässer der vorerwähnten Rebenhallen abgeben. Nach hier-
durchgemachter Gärung geht's ans Weisfen, das jeder Fabrikant
nach der von ihm adoptierten Sondermethode vornimmt.
Weisfungen des Mostes aus verschiedenen Lagen werden
dabei in allen möglichen Kombinationen vorgenommen. Der
Weisfungsprozess vollzieht sich wiederum in mächtigen offenen
Vottischen.

Der nach dem Weisfen abermals in Fässer gebrachte
Wein ruht jetzt ungestört bis in den Mai hinein, in welchem
Monat für gewöhnlich das Abziehen auf Flaschen beginnt.

Ein wesentliches Moment ist die Qualität der Flaschen.
Diese müssen außerordentlich widerstandsfähig sein, und die
entsprechenden Kosten figurieren als recht erheblicher Posten
im Fabrikationsbudget.

Je nach seinem natürlichen Zuckergehalt erhält der Wein
bei der Flaschenfüllung einen größeren oder geringeren Zusatz
von Rohzuckerlösung, durchschnittlich drei Prozent. Die ge-
füllten und mechanisch fest verpackten, aber noch nicht ge-
drückten Flaschen kommen nun in oberirdische Lagerhäuser,
deren Temperatur auf einer Höhe gehalten wird, die die
Alkoholreife begünstigt. In diese im Ganzen, dann
finden die Flaschen, genau horizontal gelegt. Nach in den
Kellergeräten und bleiben dort zwei bis vier Jahre zur
Ausreife des Weines. Der Verlust infolge Wagens der
Flaschen ist, wenn auch geringer als früher, heute immer
noch recht beträchtlich; man rechnet durchschnittlich auf einen
Abgang von sieben Prozent.

Nach vollendeter Reife werden die Flaschen auf Lager
transportiert, in denen sie häufig in den Hälften abwärts
ruhen. Die noch vorhandenen Sedimente sollen am Kopf
sich sammeln, und um dieses Niederlag zu besichern, wird
jede Flasche täglich einmal um ein Viertel ihres Umfanges
gedreht. Die betreffenden Arbeiter manipulieren dabei mit
einer erstaunlichen Schnelligkeit und doch so sicher, daß genau
in acht Tagen die Flaschen den Lauf um sich selber vollendet
haben. Vier- bis fünfmal wird dieses Manöver wiederholt,
dann ist in der Regel der Zweck erreicht; wenn nicht, wird
mit der Schüttelmachine (electriseur) nachgeholfen.

Nun durchschneidet man den provisorischen Verschluss,
und die arbeitende Kohlenäure treibt den Pfropfen samt den
Sedimenten aus der von dem Arbeiter horizontal gehaltenen
Flasche, die aber im Augenblick der Explosion von der Wän-
dung nach oben gerichtet und rasch durch einen frischen Kopf
verschlossen werden muß. Dieses Abspitzen (Zegerieren)
erfordert große Übung und Geschicklichkeit.

Zum Abschluß gelangt die Fabrikation mit dem Füllen
des „liquours“ und dem definitiven Versprophen und
Verdrücken der Flaschen. Der liquor besteht aus sehr
altem, schwerem, hart mit Rohzucker versüßtem Weine.

In jüngerer Zeit wird, besonders in England, vin brut,

das heißt Champagner ohne Pinzen, verlangt, doch ist die Nachfrage nach dieser Sorte noch eine verhältnißmäßig beschränkte. Die Rußen wollen ihren Champagner sehr süß, mit gut zwanzig Prozent Aquazucersatz. Für den deutschen Markt werden zehn Prozent, für Amerika sieben bis acht Prozent, für England drei bis vier Prozent beigezogen. Insgesamt werden aus den Reims- und Epernay-Distrikten jährlich etwa fünfundsiebzig Millionen Flaschen nach dem Auslande verschifft.

Das Dorado am Klondyckflusse.

Friedrich Meißer.

Innerhalb der letzten Jahre hat keine Neugierde so sehr das Interesse der gesamten Welt wachgerufen als die Kunde von der Entdeckung der großen Goldlager in den nordwestlichen Landstrichen von Kanada. Die älteren unserer Väter werden sich nach der sichersten Bewegung erinnern, die vor etwa einem halben Jahrhundert alle zivilisierten Länder durchstürzte, als aus Kalifornien und Australien gleiche Nachrichten mit dem Erdball flogen.

Märchenhafte Romantik umgab damals die Gestalten der kalifornischen Goldgräber; inzwischen aber hatte sich unsere Kenntnis der Erdoberfläche in allen ihren Theilen so vervollkommen, und die Weltreisenden hatten so eingehend auch die abgelegenen und wüstenhaften Gegenden durchzogen und erforscht, daß man im allgemeinen zu der Ansicht gekommen war, solche abenteuerlichen kalifornischen Verhältnisse könnten sich in unserer modernen Zeit nicht wiederholen, und der Digger, der in seinem roten Wollhond, den Schlapphut auf dem struppigen Kopf, mit hohen Knopfschuhen, Spaten und Pickart ausgezogen war, um der Erde Reichthümer zu gewinnen, sei ebensogut eine ausgestorbene Spezies wie das Mammut, der Höhlenbär und der Vogel Dromed. Denn Goldfelder giebt's auch heute noch genug, in Kalifornien, in Australien und in Südafrika; die Goldgewinnung aber wird dabeihilflich auf die moderne Weise betrieben, vermittelst geistreich erdenerer Maschinen und mit Hilfe ausgiebiger Kapitalien. Und wo diese beiden Faktoren misprechen, da kann von Romantik keine Rede sein.

Jene Ansicht aber war eine irrige gewesen; das wissen wir jetzt, nachdem der Klondyck, der eis- und felsamurte Polarfluß, zu Worte gekommen ist. Und keine Rede ist im recht eigentlichen Sinne Gold. Denn es kann heute kein Joseph mehr darüber schwärmen, daß sich dort oben in der nordwestlichen Ecke des amerikanischen Kontinentes eine überaus reiche Quelle des kostbaren gelben Metalles aufgethan hat. Und dorthin geht jetzt der „Kuh“ der Schatzgräber, der Goldgräber aus allen Ständen, genau so wie weiland nach Kalifornien und Australien.

Es gehört zu den Eigenartlichkeiten der Natur, ihre Schätze so im Verborgenen zu halten und so eifersüchtig zu behüten, daß der Mensch sich nur unter schmerzlichen Mühen dorthin bemächtigen kann. Jenseits liegt der goldene Ort in den Tiefen der Erde, ohne daß man der Oberfläche antehen kann, was darunter verbirgt ist, und es muß erst ein Mensch in ein felschönes Hügel- oder über einen Steinhaufen stolpern, um so zufällig die überraschende Entdeckung zu machen. Jenseits ist auch ein unerträglich heißes und feuchterdendes Klima der grimmigen Hüter des Schatzes, wie in Neu-Guinea, wo neuerdings auch Gold gefunden ist; nirgends aber hatte die Natur bisher eine härtere Fortifikation zur Abwehr der goldgräberischen Streifereien errichtet als in dem arktischen Dorado des Klondyck.

Die größten Goldvorkommen sind bis jetzt auf englischem Boden, in Kanada, gemacht worden; es ist aber anzunehmen, daß es auch in dem unmittelbar angrenzenden Alaska an dem eben Metall nicht fehlt wird. Alaska war ehemals russisches Gebiet, wurde jedoch im Jahre 1867 für die Summe von 7200000 Dollars von den Vereinigten Staaten erworben — eine Kapitalanlage, die sich jetzt als eine recht vorteilhafte erweisen dürfte. Die Grenze zwischen Kanada und Alaska liegt unter dem 141. Grad westlicher Länge, ist also genau zu bestimmen, wodurch jeglichem Streit vorgebeugt ist. Nur im Süden zieht sich ein Streifen von Alaska die Küste entlang bis zum 55. Grad nördlicher Breite hinab, der dicht an das Quellengebiet des neuerdings so viel genannten Yukonflusses grenzt.

Der Klondyck ist ein rechtsseitiger Nebenfluß des Yukon; er durchströmt den gegenwärtigen Schauplatz der Goldgräbererei. Seit langer Zeit schon ist das kanadische Yukongebiet, das etwa den Umfang des Deutschen Reiches hat, als ein Land bekannt, das Gold in seinem Schoße birgt; die ganze glänzende Fülle seines Reichthums aber hat es erst vor kurzem, in den Anfangsmonaten des Jahres 1897, offenbart. Den eingescherten Indianern muß das Vorkommen von Gold von jeher bekannt gewesen sein; für sie aber hat das häßliche Metall nur untergeordnete Bedeutung. Seit 1878 hatte sich nach und nach eine indische Diggerbevölkerung im Yukongebiet eingestellt. 1893 belanden sich ungefähr 300 Digger dabeihilflich; 1895 steigerte sich ihre Zahl auf 3000, und zum Beginn des Winters 1897 werden mindestens ihrer 30000 am Klondyck kampieren.

Im Laufe der Zeit hat die kanadische Regierung zum Schutze der Einwanderer am Yukon die Forts Gubob und Reliance errichtet, denen die Gründung der Baradenstadt Dawson-City folgte, so genannt nach dem Führer der Regierungsexpedition, Mr. Dawson. Die Stadt liegt in geringer Entfernung von der Mündung des Klondyck in den Yukon.

Das Land ist gefirrig und rau; der wüstenhafte Teil liegt im Südosten. Auf zwei Wegen gelangt man in den Goldbezirk. Der eine führt zur See von San Francisco, Vancouver, Victoria und andern Häfen nach St. Michael am Eskade des Beringsmeeres und dann den Yukon aufwärts; der andre Weg, der von 90 Prozent der Goldgräber eingeschlagen wird, beginnt im südlichen Alaska, von der Stadt Skagway aus, und geht über die Gebirge nordwärts nach dem Quellengebiet des Yukon und dann diesen Fluß abwärts bis zum Klondyck, eine Strecke von 580 englischen Meilen.

Der gefährlichste Teil des Landweges ist der enge Pfad über den 4000 Fuß hohen Chilkootpaß, dessen Uebersteigerung mehrere Wochen in Anspruch nimmt; gefährlich sind auch einige Stromschnellen, die auf Flößen oder selbstgeheimerten Booten passiert werden müssen; in den Sommermonaten aber ist alles dieses noch zu überwinden. Der Winter jedoch ist tödlich. Neun Monate lang herrscht strenge Kälte und arktische Dämmerung. Vom September bis zum Mai liegt das ganze Land in den harten Fesseln von Eis und Schnee, und die Temperatur sinkt bis auf 70 bis 80 Grad Fahrenheit unter Null. Die Digger tanzen dann das goldhaltige Erze durch Feuer auf und bringen es in Sicherheit, um es im kommenden Sommer, wenn das Rufwasser wieder pflugschick ist, auszuwaschen.

Mit der Kälte und der schweren Arbeit kann ein gesunder und kräftiger Mann sich wohl abfinden, aber da ist noch ein schlimmer Feind, der am Klondyck auf den Goldgräber lauert: der Hunger.

Das Land selber bringt nichts hervor, was zur menschlichen Nahrung dienen könnte; der gesamte Proviant muß eingeführt werden. Einige der alten und erfahrenen Digger, die reiche Erträge aufzuweisen haben, sind vor Beginn des Winters zurückgekehrt, um den jährlichen Vorrath an dem Wege zu geben, die der unablässige und übermäßige Ausbeutung von schlecht ausgerüsteten und unermittelten Neulingen im Geolge haben muß. Noch im vergangenen August waren mehr als zehntausend Menschen von Skagway aus unterwegs nach dem Goldlande. Mehr als die Hälfte dieser Ankömmlinge hat unversehrt schon in dem zu Anfang September bereits gänzlich verschneiten Gebirge der Chilkootstraße mit dem Nahrungsmangel erliegen müssen.

Das Goldfieber hat die Sinne Ungehöriger verwirrt. Vergebens verhoffentlich die Regierung der Vereinigten Staaten ihre Warnungen, vergebens erheben wohlmeinende und erfahrene Leute unmaßig ihre abmahnenden Stimmen — der Goldwahn macht die Menschen taub und blind, und so fordert und erlangt der gelbe Dämon von Helotomben von Opfern, ehe er noch den Schoß der Erde entleert.

Der letzte Septemberbericht aus dem Goldlande nennt den Pfad über das Gebirge sehr bezeichnend eine Via dolorosa. Er ist bedeckt mit verunglückten Schatzsuchern, lebendigen wie toten. Männer, denen es wie an Wit und Entschlossenheit gefehlt hat, brechen in Thänen aus, wenn sie, aus der wüstenhaften Wästen glücklich nach bewohnten Stätten zurückgekehrt, von ihren Verden und ihren Enttäuschungen erzählen. Und als Gegenstück zu solchem Jammer treffen wiederum Nachrichten von großen Erträgen ein, die immer mehr Glücksjäger ins Verderben locken. Ein armer Teufel aus Colorado, Namens James Roman, ist nach seiner Heimatsstadt Leadville mit einem Vermögen von 200000 Dollars zurückgekehrt.

Der amerikanische Schriftsteller Josquin Miller, der sich gleich zu Beginn des Goldfiebers nach Dawson-City begab, schreibt von dort, daß eine rechtzeitige Nahrungszufuhr die drohende Hungersnot in jener Stadt vorläufig abgewehrt habe; zugleich fordert er dringend alle vernünftigen Leute auf, dabehilflich zu bleiben, da die Welt nur von den wenigen Glücklichen etwas höre, während die vielen Unglücklichen unbekannt zu Grunde gingen.

Die gesellschaftlichen Zustände am Klondyck sind haarsträubend. Diebstahl und andre Verbrechen haben so überhandgenommen, daß sich ein Criminalkolonnie gebildet hat, das jeden Uebertreter ohne weiteres zum Tode des Hängens verurteilt — ganz wie in den alten „romantischen“ Zeiten am Sankramento.

Whisky ist der einzige Stoff, an dem in Dawson-City kein Mangel ist. Die Straßen werden nicht leer von betrunkenen Männern und Weibern. In der Stadt und ihrer Umgebung wohnen gegen 7000 Menschen. Gold im Werte von Millionen ist zu Tage gefördert worden, und doch müssen seine Besitzer kümmerlich dabeihilflich. Dazu gräbren Typhus und Scharlach in erschreckender Mafie; die letztere Krankheit wird dem Mangel an Vegetabilien zugeschrieben. Zwei Gebrüder Cartton veranfaßten ihre „Claims“ für 50000 Dollars, um vor Anbruch des Winters heimzukehren, da vom September an jeder Ausweg versperrt ist. Allein schon zwei Tage nach dem Verkauf hatte der Typhus beide dahingerafft.

Die Gemerete des Landes ist mild, unheimlich und düster. Die Felsenberge sind, soweit nicht einiger Schnee auf ihnen lagert, mit spärlichen Zwergbäumen besetzt. Und in solcher Gegend ein nennenswerter arktischer Winter! Die Däute daber, die hier nach Gold graben, grabt zugleich ihr Grab.

An der Küste des Stillen Ozeans, die gar nicht so weit entfernt ist, wech ein Gegenstück! Hier ist das Klima verhältnißmäßig mild, und an Reuehung für Menschen und Vieh fehlt es nicht. Schier ungläublich ist der Fischreichtum. So wurden im August dieses Jahres auf einem vier englische Meilen langen Küstenstrich an einem Tage mehr als hunderttausend Lachs gefangen. Merkwürdig ist ein hier häufig vorkommendes Fisch, Clacin genannt. Derselbe ist so schaltig, daß er, in einen Klackenbals gestekt und angezündet, wie eine Lampe brennt.

Auch in diesen noch fast ganz unbekanntem und unerforschtem Landstrichen finden sich Gold und Silber, Kupfer, Blei und Kohlen. Aber hierher geht der „Kuh“ nicht. Wohl kann ein fleißiger Mann auch hier Reichthümer erwerben, aber nicht von heute auf morgen, wie in den Diggings am nennenswerthen Klondyck. Wer dort hingezogen ist oder noch hingehet, der findet entweder ein Vermögen oder den Tod.

Die Entdeckung der Goldlager im Yukonlande geschah durch Zufall, genau so wie in Kalifornien, Australien und Afrika. In Kalifornien war der Glückliche ein Mann Namens Sutter. Er hatte sich am Zusammenfließen der Ströme Americanus und Sankramento angeheißelt und dort eine Sägemühle erbaut. Eines Morgens hatte das Wasser den Damm durchbrochen, und an der Bruchstelle bemerzte Sutter etwas Gelbes und Silberbes in der Erde. Es war Gold. Die Kunde verbreitete sich, wurde zuerst belächelt, dann aber begann der „Kuh“. Das ganze Land geriet in Aufruhr. Tausende von Leuten strömten herbei. Tausende verloren in den Gullästen der Sierra Nevada das Leben. Aber der „Kuh“ ließ nicht nach. Am Fort Kearney bewegte sich in einem Monat ein Zug Einwanderer vorüber, der auf 700 Meilen (englisch) Länge geschätzt wurde — ein Trupp von 20000 Menschen mit Fuhrwerken und 50000 Zugtieren. Das war der „Kuh“ auf dem Landwege; zu Schiffe kamen ebensoviel Goldgräber. Das dauerte vier Jahre lang. In jener Zeit stieg die Goldproduktion der Erde von 170 Millionen Mark auf 730 Millionen Mark jährlich.

Unter den Diggern befand sich auch ein gewisser Hargraves, ein Australier, der die Wahrnehmung machte, daß zwischen dem Gebirge der Sierra Nevada und dem der himalischen Berge in Neu-Süd-Wales eine Felskluft abwalte. Nachdem er in Kalifornien tüchtig geschuftet hatte, legte er nach Däute, suchte hier nach goldhaltigem Boden und fand auch solchen am Summerhill Gref. In ganz kurzer Zeit waren 5000 Menschen an Ort und Stelle, und Summerhill wurde Ophi geistlich. Einige Meilen davon entfernt waldete ein Schatzfeld seine Herde. Als Langeweile klopfte er mit einem Hül auf einen Stein. Der Stein war Quarz und enthielt Gold. Sofort ging der „Kuh“ auch hierher. Alenthalten fand man Gold, in Klüften und in Nuggets (Klumpen), letztere bis zum Gewicht von zehn, zwanzig, dreißig Pfund und darüber. Ware damals in Melbourne die Welt ausgebrochen, die Stadt hätte nicht schneller von ihren Bewohnern verlassen werden können. Seelenle liehen ihre Schiffe, Krümer ihre Läden im Stich. Der Gouverneur mußte sich sein Feuer selber anzünden und eigenhändig seine Stiel reinigen. In England fanden sich nicht Fährzeuge genug, um alle Auswanderungslustigen nach Australien zu schaffen. Drei Monate nach Hargraves Entscheidung waren auf einer Bodenfläche von 15 englischen Quadratmeilen 12000 Digger mit dem Durchwühlen des Erzebes beschäftigt.

Der letzte „Kuh“ ging 1868 nach Südafrika, wo jeltzer, 1887, der „Witwatersrand“ seine Reichthümer aufgethan hat. Gegenwärtig werden von den Witwatersrand-Compagnien jährlich gegen 400 Millionen Mark Gold zu Tage gefördert, ein Ertrag, der sich, wie Kenner der afrikanischen Goldverhältnisse behaupten, immer mehr steigern und innerhalb der ersten Hälfte des nächsten Jahrhunderts wahrscheinlich die Höhe von 1400 Millionen erreichen wird.

Nach einem mir vorliegenden Ausweis haben die goldproduzierenden Länder im Jahre 1894 folgende Posten zum Reichtum der zivilisierten Welt beigetragen: Australien 167 040 000 Mark, Südafrika 161 080 000 Mark (ist inzwischen auf 400 Millionen gestiegen), Vereinigte Staaten von Nordamerika 149 000 000, Britisch-Kolumbien (Kanada) und Südamerika 40 000 000, Rußland 96 540 000 und die übrigen Länder 96 140 000; zusammen also 719 800 000 Mark. In den letzten Jahren werden sich die Erträge, wie in Südafrika so auch in den andern Ländern, mehr oder weniger gesteigert haben, und von jetzt an kommt dazu noch die Ausbeute der Goldgräberer in Yukonlande, dessen Bodenreichtum alles bisher in dieser Hinsicht bekannt Gewordene so weit übertrifft soll.

Die Welt wird reicher mit jedem Tag, zugleich aber auch ärmer und unglücklicher — das Wert des glitzernden Dämons, an dem alles hängt, nach dem sich alles drängt, der alles an Erden mächtig fördert, das Gute sowohl wie das Böse.

P. M. Sagasta,

Der neue spanische Ministerpräsident.

Marcelo Mateo Sagasta, der neu ernannte spanische Ministerpräsident, hat wiederholt an der Spitze der Regierung gestanden. Am 21. Juli 1827 zu Torrecilla de Cameros geboren, widmete er sich, nachdem er Mathematik und Physik studiert hatte, dem Ingenieurfach, spielte aber schon frühzeitig als Mitglied der Cortes in der Politik eine Rolle. Der liberalen Richtung zugeneigt, nahm er an den Wahlen von 1856 und 1866 teil und wurde nach der Entthronung der Königin Isabella 1868 Minister des Innern in der provisorischen Regierung. Er gehörte zu den Freunden des Generals Prim, der die Thronabdankung des Erzprinzen Leopold von Hohenzollern betrieb, und war ein entschiedener Gegner Forillas, des Führers der republikanisch-radikalen Partei. Im Oktober 1871 zum Präsidenten der Cortes ernählt, wurde Sagasta Ende desselben Jahres Minister des Innern und im Februar 1872 mit der Neubildung des Kabinetts beauftragt, das schon nach drei Monaten wieder abtreten mußte. Aber 1874 sehen wir ihn wieder als Minister, erst als solchen des Innern, dann des Innern, endlich als Chef des Kabinetts. Nachdem der Sohn Isabellas als Alfons XII. zum König proklamiert war, trat Sagasta zurück, befehlt aber in den Cortes als Haupt der konstitutionellen Partei eine führende Rolle. Den weiteren wiederholten Wechsel von der Verfassung zum höchsten Staatsamt zum Rücktritt genauer darzulegen, würde hier zu weit führen, und wir begnügen uns, hervorzuheben, daß Sagasta auch nach dem Tode des Königs (25. November 1885) wieder an die Spitze der Regierung trat. Es schloß ihm, eine gewisse Veröhnung der Parteien herbeizuführen, und die mehrfach ansprechenden, von republikanischer Seite eingesetzten Militärverordnungen wußte er im Reine zu erklären. So konnte er sich bis zum Juli 1890 als Ministerpräsident behaupten, und nachdem er alsdann zurückgetreten war, wurde er Ende 1892 abermals berufen, aber schon im März 1895 schied er, des Tadels in der eigenen Partei müde, aufs neue aus dem Amte. Ob es dem jetzt Siebzighjährigen gelingen wird, das schwankende Staatsschiff in sichere Bahnen zu geleiten, ist abzuwarten.

Das Nationaldenkmal für den Fürsten Bismarck in Berlin.

Der zweite Wettstreit um das Bismarck-Denkmal, das vor dem Reichstagsgebäude in Berlin seine Aufstellung finden soll, hat endlich zu einem Ziel geführt: die Jury

hat einstimmig dem Entwurf von Reinhold Vegas die Palme zuerkannt und wird dem Komitee empfehlen, dem Schöpfer des Nationaldenkmals für Kaiser Wilhelm auch die Ausführung des Monumentes für dessen einzigen Kanzler zu übertragen.

Zu dem engeren Wettbewerb war an die zehn Sieger der ersten Konkurrenz, von denen Robert Wärmald inzwischen verstorben ist, und an fünf weitere hervorragende Bildhauer die Einladung zur Teilnahme ergangen. Nimmann in

marks gewaltige Erdbeimung stolz aufgerichtet, in fahner, kraftbeuhter Stellung. Mit vorgestrecktem Arm hält die Linke den Palmbaum festlich zurück; die gespreizten Finger der rechten Hand fügen sich auf ein Dokument, das auf einem Stöcken ruht, von dem der Mantel herabfällt. Angesehen ist der Kanzler mit dem einfachen militärischen Ueberrock. Und doch erscheint der Fürst hier nicht als Soldat: Klart ist der Kränzhelm etwas nach hinten gerückt, der markige, energisch nach rechts gewandte, durchgeleitete Kopf tritt frei hervor, und aus den sprühenden Augen unter den buschigen Brauen blüht hinreichend die lebendige Kraft des Weltbewingers, der nichts fürchtet als Gott allein. In dieser Figur hat Vegas wieder seine volle Meisterschaft bekundet.

Der Künstler hat das Standbild auf einen breitgelagerten Unterbau gestellt, aus dem das vieredrige Hauptpodestament, geschmückt mit forinthischen Doppelsäulen, heranstreift; auf beiden Seiten gliedern sich Sockel an, die bildnerische Darstellungen tragen. Vorn am Hauptpodestament ruht ein Atlas, eine herkulische Gestalt, auf seinem Nacken die Weltkugel. Auf der Rückseite lehnt ein Jüngling, dessen Figur wie ein kraftvoller Siegfried anmutet, das Reichsschwert. Das linke Podestament trägt eine Sphinx, auf deren Nacken malerisch hingekosmet ein unbeliederter Jüngling ruht, in einem Puche sitzend, das die Großthaten des Staatslers verzeichnet. Auf der rechten Seite steht ein jugendliches Weib, das, den Tiger der Juviertracht bändigend, den Fuß auf seinen Nacken legt und mit der rechten Hand die Krone in die Höhe hebt. Namentlich die Figur des Schmiedes und die Sphinxgruppe sind von jeßelnder Schönheit.

Im übrigen hat der Künstler das Hauptpodestament noch mit zwei seitlichen Reliefs geschmückt. Hier erblickt man in landschaftlicher Umgebung einen einsamen Denker, zu dessen Haupten Adler kreisen; dort sitzt eine Galt auf Büchern und Affen, während über ihr Raben herumfliegen.

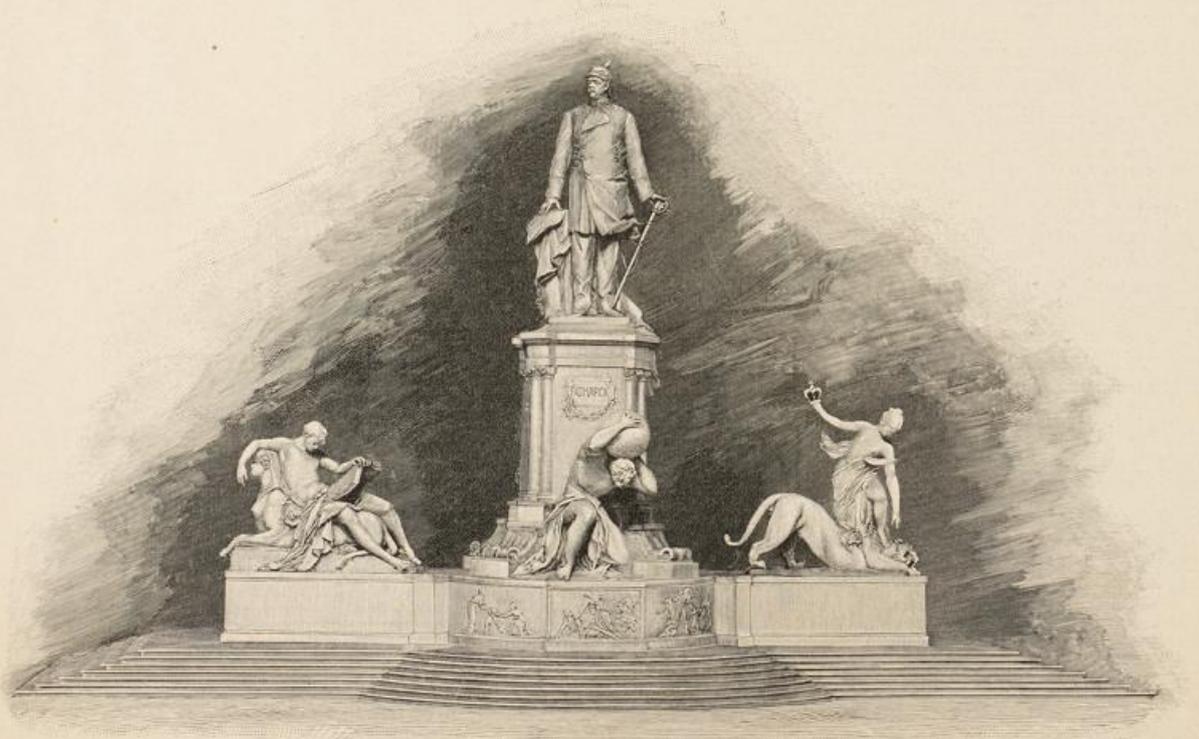
Auch die runde Architektur, auf der das Hauptpodestament steht, zeigt Reliefs, die bei ihrer stützenhaften Ausbeutung geistvoll erdacht und von malerischem Reize sind. Das vordere, dreiteilige Relief erscheint wie eine kleine, wichtige Behandlung unserer Geschichte; sie wird verlorpert durch den deutschen Michel, der zuerst am Gängelbunde geführt und gehandelt, dann erwachen, aber schlummern, von der Germania gewetzt wird und endlich in männlicher Kraft alle andern spielend bewältigt. Die Darstellung auf der Rückseite zeigt die Germania, hier, wie sie auf dem Siegeswagen mit feurigen Rossen in den Kampf führt, dort, wie sie nach vollendetem Werke herabsteigt, während die losgeschürzten Pferde ruhig grasen, und endlich in der Mitte, wie sie Nord und Süd zur Eintracht verbindet. n. n.



P. M. Sagasta, der neue spanische Ministerpräsident.

München und Diez in Dresden haben keine Entwürfe gekand, so daß im ganzen zwölf Künstler dem Aufe gelangt sind. Ein Teil dieser Bildhauer hat sich architektonischer Weisheit bedient; so haben die Brüder Gaier mit Grenander, Hilgers mit Bruno Schmitz, Otto Veiting mit Jaffon, Chäremeyer mit Pfeifer, Ludwig Mangel mit Rieth gearbeitet. Reinhold Vegas, Witt, Oberlein, Maiten, Schaper, Schneider und Siemering übernahmen selbst die Gestaltung der Architektur.

Der von der Jury ausgewählte Entwurf von Vegas, dessen Hauptansicht unsere Abbildung wiedergibt, zeigt die



Das Nationaldenkmal für den Fürsten Bismarck in Berlin. Nach dem Entwurf von Prof. Reinhold Vegas.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird gesetzlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Diese und Sendungen nur. In die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personennennung — zu richten.



— Aus Zeit und Leben. —

Das Kaiser Friedrich-Denkmal in Wiesbaden.

Das Kaiser Friedrich-Denkmal, das am 18. Oktober, dem Geburtstag des vereinigten Helden, in Wiesbaden enthüllt wurde, ist in anderer Weise entstanden als die große Mehrheit der in neuerer Zeit errichteten Monumente. Der Ausschuß, der im Herbst 1895 zusammentrat und die entsprechende Summe durch Sammlungen schnell aufbrachte, schrieb keinen allgemeinen Wettbewerb aus, sondern wendete sich nur an einen einzigen Künstler, den Bildhauer Joseph Uphues, einen Schüler von Reinhold Pegas. Nachdem das von ihm entworfenen Modell zunächst den Beifall der Kaiserin Friedrich und dann auch die Zustimmung des Ausschusses gefunden

hatte, wurde der Künstler endgültig mit der Ausführung beauftragt. Als Standort wurde der Theaterplatz (heute Kaiser Friedrich-Platz) ausgewählt, so daß das Denkmal mit dem Marktplatz und dem neuen Theater in harmonische Verbindung gebracht wurde. Die in Bronze gegossene Statue, die eine Höhe von beinahe vier Metern hat, ist ein Werk von monumentaler Macht und Wirkung. Kaiser Friedrich ist barhäuptig in majestätischer Haltung dargestellt; Kopf und Gehalt des ruhmvollen Helden von Worth und Sedan sind in voller Lebenswahrheit wiedergegeben. Ueber der Uniform der Kaiserlichen Kavallerie trägt er den Mantel der Ritter des Ordens vom Schwarzen Adler; die rechte Hand hält den auf den Oberbrustel gestützten Kürzschab, während die linke, den Mantel ruffend, sich gegen die Hüfte stützt. Den vier Meter

hohen Granitsockel schmücken Bronzefiguren mit Wappen und Emblemen. Der Schild der Vorderseite zeigt den von der Kaiserkrone überragten preussischen Adler, derjenige auf der Rückseite die Widmung: „Aurem Kaiser Friedrich in Liebe und Dankbarkeit“. Das wirkungsvolle Monument ist von kleinen Ebbelstein aus schwarzgranitem Granit umgeben, die durch Kniebedeckerte Ketten miteinander verbunden sind.

Neben der Kaiserin Friedrich, dem Kaiserpaar und dessen ältesten drei Söhnen wohnten der Feier zahlreiche andre Fürsten und Fürstinnen bei. Die Weisrede hielt der Vorigende des Denkmalausschusses, Intendant von Hülfsen. Als die Hülle von dem Monumente lank, mickte sich in die Jubelrufe der Menge das Läuten der Glocken und der Donner der Kanonen.



Die Enthüllung des Kaiser Friedrich-Denkmal in Wiesbaden, 18. Oktober.

Nach einer Momentaufnahme von Hochphotograph Schlyper in Wiesbaden.

Ueber Land und Meer- Photographien.

Wir heute wurden bestellt von 693 Einfernern 1088 Duzend

Wir bitten, die Angabe in Nr. 1 und 5 nachzulesen.

in Summa 13056 Stück.

Stuttgart, den 29. Oktober 1897,
Nachschuß 12123, abends 7 Uhr.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Schach. (Bezeichnet von G. Schallopp.)

Partie Nr. 3.

Geht im internationalen Weltturnier zu Berlin am 30. September 1897.

Frankosische Eröffnung.
Weiß: G. Schallopp (Bretzenburg), Läufer des Bauernpreises
Schwarz: W. Salfer (Berlin), Bauer des Königs.

Weiß	Schwarz	Weiß	Schwarz
1. e2-e4	e7-e6	22. Te1-e2	e7-e6
2. d2-d4	d7-d5	23. Te2-e3	d7-d5
3. Lf1-f3	d5-c6	24. Te3-e4	d5-c6
4. Lb3-c4	c8-b8	25. Te4-e5	c8-b8
5. Le1-g2	b8-c7	26. Dd1-e2	b8-c7
6. Lc3-c5	Lc7-f6	27. Dd2-e3	Lc7-f6
7. Sc2-c3	c7-c5	28. Ta1-e1	c7-c5
8. e2-e3	c5-c4	29. Te1-e2	c5-c4
9. c3-c4	0-0	30. d3-d4	0-0
10. 0-0	d8-b6	31. Dc3-c4	d8-b6
11. Sd1-c2	d6-b7	32. Te2-e3	d6-b7
12. Dd1-e2	g7-g6	33. d4-d5	g7-g6
13. Sc3-b4	d6-b4	34. Te3-e4	d6-b4
14. Sd5-e7	Ld8-d8	35. Ld3-d2	Ld8-d8
15. Sc7-c8	f7-f6	36. Lc5-e6	f7-f6
16. Dd2-b1	d8-c7	37. Lc6-c5	d8-c7
17. Ld4-d3	b7-b6	38. Sc8-e7	b7-b6
18. Tf1-e1	g6-g5	39. Ld3-d2	g6-g5
19. d1-d2	g5-g4	40. Sc7-c8	g5-g4
20. Sc5-d4	e6-e5	41. Te8-b8	e6-e5
21. Sc4-e6	Lc7-c6	42. Td8-c7	Lc7-c6

Den ersten Preis von 2000 M. erhielt mit 149, gemeinsamen zweiten (19 Punkte) mit 14, den dritten (1000 M.) mit 11, den vierten (500 M.) mit 10, den fünften (1000 M.) mit 9, den sechsten (1000 M.) mit 8, den siebten (1000 M.) mit 7, den achten (1000 M.) mit 6, den neunten (1000 M.) mit 5, den zehnten (1000 M.) mit 4, den elften (1000 M.) mit 3, den zwölften (1000 M.) mit 2, den dreizehnten (1000 M.) mit 1, den vierzehnten (1000 M.) mit 0.

(400 M.) W. Bern (Eberbach) mit 12, Gumbach mit 11, den sechsten und zehnten Preis (1000 M.) teilten sich G. Wapin (Petersburg), G. Wapin (Moskau) und R. Schiller (Moskau).
 2) Die Partie, deren Anmerkungen in der Zeit. Rundschau vor zwei Jahren, erschien mit den Notizen des Bauern für einen Fehler, durch den die Partie verloren geht. Lc8-d7 oder Lc8-e6 sollte stehen.
 3) Schiller hat den Fehlschlag des Bauern in der Partie mit entgegengesetzter Weisung, 09 droht bei Komposition durch 14. Tf1-b1.
 4) Eröffnung des Schach durch Dc7-b7 oder Lc8-d7 verleiht sich dem Weiß die Partie aus nicht, da Weiß bei ungenügender Stellung immer noch die Qualität mehr behält.
 5) Wie oben! Schwarz droht Sc3-f3.
 6) Zu ungenügender Stelle nach dem Bauern vorziehen zu sein ist nicht gestattet.
 7) Ober Ld8-e7, Dd1-c2, Dd2-c3, Lc3-c4, Lc4-c5, Lc5-c6, Lc6-c7, Lc7-c8, Lc8-c9, Lc9-c10, Lc10-c11, Lc11-c12, Lc12-c13, Lc13-c14, Lc14-c15, Lc15-c16, Lc16-c17, Lc17-c18, Lc18-c19, Lc19-c20, Lc20-c21, Lc21-c22, Lc22-c23, Lc23-c24, Lc24-c25, Lc25-c26, Lc26-c27, Lc27-c28, Lc28-c29, Lc29-c30, Lc30-c31, Lc31-c32, Lc32-c33, Lc33-c34, Lc34-c35, Lc35-c36, Lc36-c37, Lc37-c38, Lc38-c39, Lc39-c40, Lc40-c41, Lc41-c42, Lc42-c43, Lc43-c44, Lc44-c45, Lc45-c46, Lc46-c47, Lc47-c48, Lc48-c49, Lc49-c50, Lc50-c51, Lc51-c52, Lc52-c53, Lc53-c54, Lc54-c55, Lc55-c56, Lc56-c57, Lc57-c58, Lc58-c59, Lc59-c60, Lc60-c61, Lc61-c62, Lc62-c63, Lc63-c64, Lc64-c65, Lc65-c66, Lc66-c67, Lc67-c68, Lc68-c69, Lc69-c70, Lc70-c71, Lc71-c72, Lc72-c73, Lc73-c74, Lc74-c75, Lc75-c76, Lc76-c77, Lc77-c78, Lc78-c79, Lc79-c80, Lc80-c81, Lc81-c82, Lc82-c83, Lc83-c84, Lc84-c85, Lc85-c86, Lc86-c87, Lc87-c88, Lc88-c89, Lc89-c90, Lc90-c91, Lc91-c92, Lc92-c93, Lc93-c94, Lc94-c95, Lc95-c96, Lc96-c97, Lc97-c98, Lc98-c99, Lc99-c100, Lc100-c101, Lc101-c102, Lc102-c103, Lc103-c104, Lc104-c105, Lc105-c106, Lc106-c107, Lc107-c108, Lc108-c109, Lc109-c110, Lc110-c111, Lc111-c112, Lc112-c113, Lc113-c114, Lc114-c115, Lc115-c116, Lc116-c117, Lc117-c118, Lc118-c119, Lc119-c120, Lc120-c121, Lc121-c122, Lc122-c123, Lc123-c124, Lc124-c125, Lc125-c126, Lc126-c127, Lc127-c128, Lc128-c129, Lc129-c130, Lc130-c131, Lc131-c132, Lc132-c133, Lc133-c134, Lc134-c135, Lc135-c136, Lc136-c137, Lc137-c138, Lc138-c139, Lc139-c140, Lc140-c141, Lc141-c142, Lc142-c143, Lc143-c144, Lc144-c145, Lc145-c146, Lc146-c147, Lc147-c148, Lc148-c149, Lc149-c150, Lc150-c151, Lc151-c152, Lc152-c153, Lc153-c154, Lc154-c155, Lc155-c156, Lc156-c157, Lc157-c158, Lc158-c159, Lc159-c160, Lc160-c161, Lc161-c162, Lc162-c163, Lc163-c164, Lc164-c165, Lc165-c166, Lc166-c167, Lc167-c168, Lc168-c169, Lc169-c170, Lc170-c171, Lc171-c172, Lc172-c173, Lc173-c174, Lc174-c175, Lc175-c176, Lc176-c177, Lc177-c178, Lc178-c179, Lc179-c180, Lc180-c181, Lc181-c182, Lc182-c183, Lc183-c184, Lc184-c185, Lc185-c186, Lc186-c187, Lc187-c188, Lc188-c189, Lc189-c190, Lc190-c191, Lc191-c192, Lc192-c193, Lc193-c194, Lc194-c195, Lc195-c196, Lc196-c197, Lc197-c198, Lc198-c199, Lc199-c200, Lc200-c201, Lc201-c202, Lc202-c203, Lc203-c204, Lc204-c205, Lc205-c206, Lc206-c207, Lc207-c208, Lc208-c209, Lc209-c210, Lc210-c211, Lc211-c212, Lc212-c213, Lc213-c214, Lc214-c215, Lc215-c216, Lc216-c217, Lc217-c218, Lc218-c219, Lc219-c220, Lc220-c221, Lc221-c222, Lc222-c223, Lc223-c224, Lc224-c225, Lc225-c226, Lc226-c227, Lc227-c228, Lc228-c229, Lc229-c230, Lc230-c231, Lc231-c232, Lc232-c233, Lc233-c234, Lc234-c235, Lc235-c236, Lc236-c237, Lc237-c238, Lc238-c239, Lc239-c240, Lc240-c241, Lc241-c242, Lc242-c243, Lc243-c244, Lc244-c245, Lc245-c246, Lc246-c247, Lc247-c248, Lc248-c249, Lc249-c250, Lc250-c251, Lc251-c252, Lc252-c253, Lc253-c254, Lc254-c255, Lc255-c256, Lc256-c257, Lc257-c258, Lc258-c259, Lc259-c260, Lc260-c261, Lc261-c262, Lc262-c263, Lc263-c264, Lc264-c265, Lc265-c266, Lc266-c267, Lc267-c268, Lc268-c269, Lc269-c270, Lc270-c271, Lc271-c272, Lc272-c273, Lc273-c274, Lc274-c275, Lc275-c276, Lc276-c277, Lc277-c278, Lc278-c279, Lc279-c280, Lc280-c281, Lc281-c282, Lc282-c283, Lc283-c284, Lc284-c285, Lc285-c286, Lc286-c287, Lc287-c288, Lc288-c289, Lc289-c290, Lc290-c291, Lc291-c292, Lc292-c293, Lc293-c294, Lc294-c295, Lc295-c296, Lc296-c297, Lc297-c298, Lc298-c299, Lc299-c300, Lc300-c301, Lc301-c302, Lc302-c303, Lc303-c304, Lc304-c305, Lc305-c306, Lc306-c307, Lc307-c308, Lc308-c309, Lc309-c310, Lc310-c311, Lc311-c312, Lc312-c313, Lc313-c314, Lc314-c315, Lc315-c316, Lc316-c317, Lc317-c318, Lc318-c319, Lc319-c320, Lc320-c321, Lc321-c322, Lc322-c323, Lc323-c324, Lc324-c325, Lc325-c326, Lc326-c327, Lc327-c328, Lc328-c329, Lc329-c330, Lc330-c331, Lc331-c332, Lc332-c333, Lc333-c334, Lc334-c335, Lc335-c336, Lc336-c337, Lc337-c338, Lc338-c339, Lc339-c340, Lc340-c341, Lc341-c342, Lc342-c343, Lc343-c344, Lc344-c345, Lc345-c346, Lc346-c347, Lc347-c348, Lc348-c349, Lc349-c350, Lc350-c351, Lc351-c352, Lc352-c353, Lc353-c354, Lc354-c355, Lc355-c356, Lc356-c357, Lc357-c358, Lc358-c359, Lc359-c360, Lc360-c361, Lc361-c362, Lc362-c363, Lc363-c364, Lc364-c365, Lc365-c366, Lc366-c367, Lc367-c368, Lc368-c369, Lc369-c370, Lc370-c371, Lc371-c372, Lc372-c373, Lc373-c374, Lc374-c375, Lc375-c376, Lc376-c377, Lc377-c378, Lc378-c379, Lc379-c380, Lc380-c381, Lc381-c382, Lc382-c383, Lc383-c384, Lc384-c385, Lc385-c386, Lc386-c387, Lc387-c388, Lc388-c389, Lc389-c390, Lc390-c391, Lc391-c392, Lc392-c393, Lc393-c394, Lc394-c395, Lc395-c396, Lc396-c397, Lc397-c398, Lc398-c399, Lc399-c400, Lc400-c401, Lc401-c402, Lc402-c403, Lc403-c404, Lc404-c405, Lc405-c406, Lc406-c407, Lc407-c408, Lc408-c409, Lc409-c410, Lc410-c411, Lc411-c412, Lc412-c413, Lc413-c414, Lc414-c415, Lc415-c416, Lc416-c417, Lc417-c418, Lc418-c419, Lc419-c420, Lc420-c421, Lc421-c422, Lc422-c423, Lc423-c424, Lc424-c425, Lc425-c426, Lc426-c427, Lc427-c428, Lc428-c429, Lc429-c430, Lc430-c431, Lc431-c432, Lc432-c433, Lc433-c434, Lc434-c435, Lc435-c436, Lc436-c437, Lc437-c438, Lc438-c439, Lc439-c440, Lc440-c441, Lc441-c442, Lc442-c443, Lc443-c444, Lc444-c445, Lc445-c446, Lc446-c447, Lc447-c448, Lc448-c449, Lc449-c450, Lc450-c451, Lc451-c452, Lc452-c453, Lc453-c454, Lc454-c455, Lc455-c456, Lc456-c457, Lc457-c458, Lc458-c459, Lc459-c460, Lc460-c461, Lc461-c462, Lc462-c463, Lc463-c464, Lc464-c465, Lc465-c466, Lc466-c467, Lc467-c468, Lc468-c469, Lc469-c470, Lc470-c471, Lc471-c472, Lc472-c473, Lc473-c474, Lc474-c475, Lc475-c476, Lc476-c477, Lc477-c478, Lc478-c479, Lc479-c480, Lc480-c481, Lc481-c482, Lc482-c483, Lc483-c484, Lc484-c485, Lc485-c486, Lc486-c487, Lc487-c488, Lc488-c489, Lc489-c490, Lc490-c491, Lc491-c492, Lc492-c493, Lc493-c494, Lc494-c495, Lc495-c496, Lc496-c497, Lc497-c498, Lc498-c499, Lc499-c500, Lc500-c501, Lc501-c502, Lc502-c503, Lc503-c504, Lc504-c505, Lc505-c506, Lc506-c507, Lc507-c508, Lc508-c509, Lc509-c510, Lc510-c511, Lc511-c512, Lc512-c513, Lc513-c514, Lc514-c515, Lc515-c516, Lc516-c517, Lc517-c518, Lc518-c519, Lc519-c520, Lc520-c521, Lc521-c522, Lc522-c523, Lc523-c524, Lc524-c525, Lc525-c526, Lc526-c527, Lc527-c528, Lc528-c529, Lc529-c530, Lc530-c531, Lc531-c532, Lc532-c533, Lc533-c534, Lc534-c535, Lc535-c536, Lc536-c537, Lc537-c538, Lc538-c539, Lc539-c540, Lc540-c541, Lc541-c542, Lc542-c543, Lc543-c544, Lc544-c545, Lc545-c546, Lc546-c547, Lc547-c548, Lc548-c549, Lc549-c550, Lc550-c551, Lc551-c552, Lc552-c553, Lc553-c554, Lc554-c555, Lc555-c556, Lc556-c557, Lc557-c558, Lc558-c559, Lc559-c560, Lc560-c561, Lc561-c562, Lc562-c563, Lc563-c564, Lc564-c565, Lc565-c566, Lc566-c567, Lc567-c568, Lc568-c569, Lc569-c570, Lc570-c571, Lc571-c572, Lc572-c573, Lc573-c574, Lc574-c575, Lc575-c576, Lc576-c577, Lc577-c578, Lc578-c579, Lc579-c580, Lc580-c581, Lc581-c582, Lc582-c583, Lc583-c584, Lc584-c585, Lc585-c586, Lc586-c587, Lc587-c588, Lc588-c589, Lc589-c590, Lc590-c591, Lc591-c592, Lc592-c593, Lc593-c594, Lc594-c595, Lc595-c596, Lc596-c597, Lc597-c598, Lc598-c599, Lc599-c600, Lc600-c601, Lc601-c602, Lc602-c603, Lc603-c604, Lc604-c605, Lc605-c606, Lc606-c607, Lc607-c608, Lc608-c609, Lc609-c610, Lc610-c611, Lc611-c612, Lc612-c613, Lc613-c614, Lc614-c615, Lc615-c616, Lc616-c617, Lc617-c618, Lc618-c619, Lc619-c620, Lc620-c621, Lc621-c622, Lc622-c623, Lc623-c624, Lc624-c625, Lc625-c626, Lc626-c627, Lc627-c628, Lc628-c629, Lc629-c630, Lc630-c631, Lc631-c632, Lc632-c633, Lc633-c634, Lc634-c635, Lc635-c636, Lc636-c637, Lc637-c638, Lc638-c639, Lc639-c640, Lc640-c641, Lc641-c642, Lc642-c643, Lc643-c644, Lc644-c645, Lc645-c646, Lc646-c647, Lc647-c648, Lc648-c649, Lc649-c650, Lc650-c651, Lc651-c652, Lc652-c653, Lc653-c654, Lc654-c655, Lc655-c656, Lc656-c657, Lc657-c658, Lc658-c659, Lc659-c660, Lc660-c661, Lc661-c662, Lc662-c663, Lc663-c664, Lc664-c665, Lc665-c666, Lc666-c667, Lc667-c668, Lc668-c669, Lc669-c670, Lc670-c671, Lc671-c672, Lc672-c673, Lc673-c674, Lc674-c675, Lc675-c676, Lc676-c677, Lc677-c678, Lc678-c679, Lc679-c680, Lc680-c681, Lc681-c682, Lc682-c683, Lc683-c684, Lc684-c685, Lc685-c686, Lc686-c687, Lc687-c688, Lc688-c689, Lc689-c690, Lc690-c691, Lc691-c692, Lc692-c693, Lc693-c694, Lc694-c695, Lc695-c696, Lc696-c697, Lc697-c698, Lc698-c699, Lc699-c700, Lc700-c701, Lc701-c702, Lc702-c703, Lc703-c704, Lc704-c705, Lc705-c706, Lc706-c707, Lc707-c708, Lc708-c709, Lc709-c710, Lc710-c711, Lc711-c712, Lc712-c713, Lc713-c714, Lc714-c715, Lc715-c716, Lc716-c717, Lc717-c718, Lc718-c719, Lc719-c720, Lc720-c721, Lc721-c722, Lc722-c723, Lc723-c724, Lc724-c725, Lc725-c726, Lc726-c727, Lc727-c728, Lc728-c729, Lc729-c730, Lc730-c731, Lc731-c732, Lc732-c733, Lc733-c734, Lc734-c735, Lc735-c736, Lc736-c737, Lc737-c738, Lc738-c739, Lc739-c740, Lc740-c741, Lc741-c742, Lc742-c743, Lc743-c744, Lc744-c745, Lc745-c746, Lc746-c747, Lc747-c748, Lc748-c749, Lc749-c750, Lc750-c751, Lc751-c752, Lc752-c753, Lc753-c754, Lc754-c755, Lc755-c756, Lc756-c757, Lc757-c758, Lc758-c759, Lc759-c760, Lc760-c761, Lc761-c762, Lc762-c763, Lc763-c764, Lc764-c765, Lc765-c766, Lc766-c767, Lc767-c768, Lc768-c769, Lc769-c770, Lc770-c771, Lc771-c772, Lc772-c773, Lc773-c774, Lc774-c775, Lc775-c776, Lc776-c777, Lc777-c778, Lc778-c779, Lc779-c780, Lc780-c781, Lc781-c782, Lc782-c783, Lc783-c784, Lc784-c785, Lc785-c786, Lc786-c787, Lc787-c788, Lc788-c789, Lc789-c790, Lc790-c791, Lc791-c792, Lc792-c793, Lc793-c794, Lc794-c795, Lc795-c796, Lc796-c797, Lc797-c798, Lc798-c799, Lc799-c800, Lc800-c801, Lc801-c802, Lc802-c803, Lc803-c804, Lc804-c805, Lc805-c806, Lc806-c807, Lc807-c808, Lc808-c809, Lc809-c810, Lc810-c811, Lc811-c812, Lc812-c813, Lc813-c814, Lc814-c815, Lc815-c816, Lc816-c817, Lc817-c818, Lc818-c819, Lc819-c820, Lc820-c821, Lc821-c822, Lc822-c823, Lc823-c824, Lc824-c825, Lc825-c826, Lc826-c827, Lc827-c828, Lc828-c829, Lc829-c830, Lc830-c831, Lc831-c832, Lc832-c833, Lc833-c834, Lc834-c835, Lc835-c836, Lc836-c837, Lc837-c838, Lc838-c839, Lc839-c840, Lc840-c841, Lc841-c842, Lc842-c843, Lc843-c844, Lc844-c845, Lc845-c846, Lc846-c847, Lc847-c848, Lc848-c849, Lc849-c850, Lc850-c851, Lc851-c852, Lc852-c853, Lc853-c854, Lc854-c855, Lc855-c856, Lc856-c857, Lc857-c858, Lc858-c859, Lc859-c860, Lc860-c861, Lc861-c862, Lc862-c863, Lc863-c864, Lc864-c865, Lc865-c866, Lc866-c867, Lc867-c868, Lc868-c869, Lc869-c870, Lc870-c871, Lc871-c872, Lc872-c873, Lc873-c874, Lc874-c875, Lc875-c876, Lc876-c877, Lc877-c878, Lc878-c879, Lc879-c880, Lc880-c881, Lc881-c882, Lc882-c883, Lc883-c884, Lc884-c885, Lc885-c886, Lc886-c887, Lc887-c888, Lc888-c889, Lc889-c890, Lc890-c891, Lc891-c892, Lc892-c893, Lc893-c894, Lc894-c895, Lc895-c896, Lc896-c897, Lc897-c898, Lc898-c899, Lc899-c900, Lc900-c901, Lc901-c902, Lc902-c903, Lc903-c904, Lc904-c905, Lc905-c906, Lc906-c907, Lc907-c908, Lc908-c909, Lc909-c910, Lc910-c911, Lc911-c912, Lc912-c913, Lc913-c914, Lc914-c915, Lc915-c916, Lc916-c917, Lc917-c918, Lc918-c919, Lc919-c920, Lc920-c921, Lc921-c922, Lc922-c923, Lc923-c924, Lc924-c925, Lc925-c926, Lc926-c927, Lc927-c928, Lc928-c929, Lc929-c930, Lc930-c931, Lc931-c932, Lc932-c933, Lc933-c934, Lc934-c935, Lc935-c936, Lc936-c937, Lc937-c938, Lc938-c939, Lc939-c940, Lc940-c941, Lc941-c942, Lc942-c943, Lc943-c944, Lc944-c945, Lc945-c946, Lc946-c947, Lc947-c948, Lc948-c949, Lc949-c950, Lc950-c951, Lc951-c952, Lc952-c953, Lc953-c954, Lc954-c955, Lc955-c956, Lc956-c957, Lc957-c958, Lc958-c959, Lc959-c960, Lc960-c961, Lc961-c962, Lc962-c963, Lc963-c964, Lc964-c965, Lc965-c966, Lc966-c967, Lc967-c968, Lc968-c969, Lc969-c970, Lc970-c971, Lc971-c972, Lc972-c973, Lc973-c974, Lc974-c975, Lc975-c976, Lc976-c977, Lc977-c978, Lc978-c979, Lc979-c980, Lc980-c981, Lc981-c982, Lc982-c983, Lc983-c984, Lc984-c985, Lc985-c986, Lc986-c987, Lc987-c988, Lc988-c989, Lc989-c990, Lc990-c991, Lc991-c992, Lc992-c993, Lc993-c994, Lc994-c995, Lc995-c996, Lc996-c997, Lc997-c998, Lc998-c999, Lc999-c1000, Lc1000-c1001, Lc1001-c1002, Lc1002-c1003, Lc1003-c1004, Lc1004-c1005, Lc1005-c1006, Lc1006-c1007, Lc1007-c1008, Lc1008-c1009, Lc1009-c1010, Lc1010-c1011, Lc1011-c1012, Lc1012-c1013, Lc1013-c1014, Lc1014-c1015, Lc1015-c1016, Lc1016-c1017, Lc1017-c1018, Lc1018-c1019, Lc1019-c1020, Lc1020-c1021, Lc1021-c1022, Lc1022-c1023, Lc1023-c1024, Lc1024-c1025, Lc1025-c1026, Lc1026-c1027, Lc1027-c1028, Lc1028-c102